

8 Pflanzenverwendung der Moderne

Naturalismus im kulturalistischen Gewand¹

Wie der Ansatz Migges konnte sich das Konzept des Benutzerparks nicht auf breiter Basis durchsetzen. Der Freiraumplanung Kasseler Prägung, die angeregt durch Migge eine zum Funktionalismus ganzheitlich-lebensweltlich bezogene, gebrauchswertorientierte Alternative vorlegte, erging es, wie erwähnt, wegen ihres politischen Dogmatismus ähnlich. Allerdings wird Freiraumplanung mittlerweile als Praxisfeld der Landschaftsarchitektur ausgegeben und aus gestalterischer Perspektive bearbeitet. Die aktuelle Landschaftsentwicklung steht daher sowohl in ihrer künstlerisch landschaftsarchitektonischen als auch in ihrer verwissenschaftlichten landschaftsplanerisch-naturschützerischen Variante weithin in der Tradition der antimodernen Kritik des Heimatschutzes. Da diese Kritik aber nur *innerhalb* der modernen Fortschrittsgesellschaft zu formulieren war, weil es unrealistisch gewesen wäre, in die agrarische Ständegesellschaft zurückzukehren oder sich nur auf das Konservieren von Naturdenkmälern zu spezialisieren, erzwang dies immer wieder die Modernisierung der jeweiligen Teildisziplinen. In diesem Rahmen musste an der industriellen Prägung der künftigen Kultur mitgearbeitet werden, was zunächst durch die Arbeit am Landschaftsbild als Ausdruck der Kultur operationalisiert wurde. Die Artefakte der Industrie, die als Zerstörerin gewachsener Eigenart angesehen wurde, mussten dann in dieses ›organisch‹ integriert werden. Das schloss aus, sie lediglich zu kaschieren, vielmehr musste ihr ›Wesen‹ so interpretiert werden, dass es mit den Prinzipien, die die landschaftliche Kultur prägten, kompatibel war. Dazu wurde ein ideologischer ›Trick‹ nötig, der der Strategie des Funktionalismus so nahekam, dass man in der Folge von einem organischen Funktionalismus sprechen kann: Denn dann, wenn die neuen technischen Infrastrukturen ihre Funktion physiognomisch *charaktervoll* ausdrückten, also für sich selbst typisch waren, wurde ihr Charakter als äquivalent zur

1 Zur bodenständigen Gartenkunst und Landschaftsgestaltung sowie zum Einfluss der Naturgartenidee auf die moderne Pflanzenverwendung vgl. Körner (2001b; 2007; 2009b). Das folgende Kapitel ist eine Überarbeitung, das vor allem auch im Hinblick auf den Einfluss der Pflanzensoziologie erweitert wurde.

Eigenart und zu den traditionellen Technologien verstanden. Dann konnte die Verwendung moderner Baustoffe wie Stahl und Beton sowie der Bau neuartiger Infrastrukturen wie Hochspannungsleitungen, Talsperren und Autobahnen die Landschaft bereichern und weiterentwickeln. Mit anderen Worten: was zunächst als zerstörerisch galt, wurde zu einem Mittel der Vervollkommnung. Damit wurde eine ›ehrliche‹ moderne Ästhetik auch im Sinne des Heimatschutzes und eine neue ›organische‹ Verbindung der landesverschönernden Prinzipien von Schönheit und Zweckmäßigkeit möglich, sodass sich ein Gestaltungsprogramm ergab, welches die Kulturlandschaft als Ausdruck lebendiger Kultur auf eine neue Stufe heben konnte.

Der Pflanzenverwendung kam dabei die Aufgabe zu, die neuen Artefakte, insbesondere die Autobahnen, zusätzlich mit der Eigenart der konkreten Räume gestalterisch zu verbinden. Dies führte zur Anwendung standortbezogenen vegetationskundlichen Wissens bei der Begrünung der Trassen und leitete einen entscheidenden Verwissenschaftlichungsschub in der Pflanzenverwendung ein, der bis zu Hansen und bis in die Kasseler Schule wirkte. Im Zuge dieser Entwicklung wurde dann auch die Debatte über die Gestalt des künftigen Gartens, des »Gartens der Neuzeit« (Lange), eröffnet. In beiden Fällen – bezogen auf die Landschaft und auf den Garten – wurde somit davon ausgegangen, dass sie zwar aus der Tradition erwachsen, im modernen Sinne aber zweckmäßig sein müssen. Diese Zweckmäßigkeit ergab sich daraus, dass man von natürlichen Vorbildern lernte, um gestalterisch zu ganz ähnlich standortbezogenen und dadurch ästhetisch befriedigenden und stabilen Pflanzenkombinationen zu gelangen, die dann nicht nur die Eigenart ihres jeweiligen Standortes im Garten oder in der Landschaft ausdrückten, sondern z.B. auch pflegeleicht waren. Das wurde Bodenständigkeit genannt und zur Grundidee der neuen Art des Gärtnerns, des *Naturgärtnerns*.

Diese Idee modernen Gärtnerns wurde von Migge scharf als unangemessenes Kopieren von Naturzuständen kritisiert. Da im Funktionalismus durch Weglassen allen Überflüssigen die alltäglichen Gebrauchsgegenstände auf ihre Grundfunktionen reduziert werden, um ihre wesenhafte ›Urform‹ als Basis der Typisierung herauszuarbeiten, sollen die Formen eine Synthese von allgemeinem Nutzen und charakteristischer Gestalt repräsentieren. Das ist die Parallele zum Heimatschutz. Sie, die Formen, sind aber nicht auf die landschaftliche Eigenart bezogen und somit auch nicht auf einen konkreten Ort und das heißt für die Pflanzenverwendung nicht standortbezogen. Vielmehr sollen *alle* historischen Nutzungserfahrungen zu einer *universellen* Gartenkultur zusammengeführt werden, wobei sich auch bei Migge ein nationalistisches Element dadurch ergab, dass die deutsche Kultur durch ihre Innovationskraft besonders international wettbewerbsfähig und damit vorbildlich sein sollte. In der Pflanzenverwendung folgte für ihn aus dem fehlenden Ortsbezug, der Reduktion auf das funktional Notwendige und der expliziten Nutzenmaximierung in Verbindung damit, dass er an die Existenz einer an der abstrakten modernen Kunst geschulten neue Naturwahrnehmung des Menschen

glaubte, die Verwendung einfacher ›Blumen‹ in klar gegliederten Beeten. In der Pflanzenverwendung setzten sich auf Basis dieser Prinzipien die flächenhafte Pflanzung weniger Arten mit plakativer Blühwirkung in geometrischen Beeten durch. Auch die Ziersträucher sollten auffällig blühen, während der Gebrauchsrasen als Herzstück des Gartens etabliert wurde (vgl. Wimmer 2014, 370–385). Diese Form der Pflanzenverwendung wirkt bis in die 1980er Jahren nach und bildete in ihrer trivialisierten Variante des pflegeleichten immergrünen Gartens die Negativfolie, vor deren Hintergrund die Naturgartenidee unter ›ökologischen‹ Vorzeichen wiederbelebt wurde. Auch die Kasseler Schule formierte sich seinerzeit mit ihrer eigenen Art der Pflanzenverwendung.

Die Idee standortbezogener naturnaher Pflanzenverwendung ist allerdings älter als der Heimatschutz und wurde schon bei Johann Heinrich Gustav Meyer und Hermann Jäger thematisiert (vgl. Jäger 1858; Meyer 1860). Mit ihrem pflanzengeographischen Schwerpunkt ist sie letztlich maßgeblich von Alexander von Humboldt geprägt, der auf seiner Südamerikareise von 1799 bis 1804 die Prägung des Vegetationsbildes verschiedener Landstriche in Abhängigkeit vor allem vom Klima beschrieb (vgl. Humboldt 1990). So schreibt z. B. Alfred Hettner in einem Lehrbuch der Länderkunde der 1930er Jahre:

»Die Bedeutung der Pflanzenwelt für das Bild und das Wesen der Landschaft ist schon von Alexander von Humboldt stark betont worden. In seiner Physiognomie der Gewächse in den Ansichten der Natur 1807 sagt er: ›Wenn auch der Charakter verschiedener Gegenden von allen äußeren Erscheinungen zugleich abhängt, wenn Umrisse der Gebirge, Physiognomie der Pflanzen und Tiere, wenn Himmelsbläue, Wolkengestalt und Durchsichtigkeit des Luftkreises den Totaleindruck bewirken, so ist doch nicht zu leugnen, daß das Hauptbestimmende dieses Eindruckes die Pflanzendecke ist.‹ Eine ähnliche Wendung tritt uns neuerdings in Passarges Landschaftskunde entgegen. Ich glaube, daß das übertrieben ist, denn im landschaftlichen Eindrucke steht die Pflanzenwelt hinter den großen, im inneren Bau begründeten Zügen der Gestalt der festen Erdoberfläche zurück, und man wird ihre Bedeutung auch nicht über die des Klimas stellen wollen, von dem sie in der Hauptsache abhängt; aber sie ist in der Tat eine geographische Tatsache ersten Ranges, die in der geographischen Betrachtung eine Zeit lang sehr zurückgetreten ist. Sehr bedeutsam ist sie schon für das Bild, für die Physiognomie einer Landschaft; man darf das ›Pflanzenkleid‹ in der Tat mit dem Kleide des Menschen vergleichen: es verhüllt die Formen der festen Erdoberfläche. Wie ganz verschieden im Bilde der Landschaft sind doch ein Waldland, eine Grassteppe, eine Wüste oder auch schon Laubwald und Nadelwald, immergrüner und sommergrüner Wald. Aber sie ist auch für das Wesen der Länder wichtig. Verschieden ist bei verschiedener Pflanzenwelt der ganze Haushalt der Natur, sind die Vorgänge der Bodenbildung und der Wasserführung, des Tier- und des Menschenlebens, der Besiedelung, des Verkehrs, der Wirtschaft und auch der geistigen Kultur. Eine Geo-

graphie ohne Pflanzengeographie oder mit verkleinerter Pflanzengeographie ist unvollkommen.« (Hettner 1935, 1)

Deutlich wird in diesem Zitat, dass die Vegetation als unmittelbarer Ausdruck der lebenswichtigen ökologischen Funktionen des Naturhaushaltes einer Landschaft und der bildhaft erscheinenden Charakterzüge von ›Land und Leuten‹ angesehen wird. Es verwundert daher nicht, dass in der entstehenden Vegetationskunde als wissenschaftliche Disziplin, die die Pflanzenwelt untersucht, die Idee entstand, durch die Analyse der Vegetation die Standortpotenziale einer Landschaft zu bestimmen und diese Erkenntnisse für die Landschaftsgestaltung und damit für die Kulturentwicklung zu nutzen. Dieser Ansatz bezieht sich zunächst auf die Land- und Forstwirtschaft, die beide ein originäres Interesse an der natürlichen Produktivität haben. Mit der Bedeutung des durch die Pflanzen geprägten Totaleindrucks einer Landschaft wird aber auch die ästhetische Ebene der Landschaftserfahrung angesprochen, die zentral ist für die Ausgestaltung der Eigenart. Daher schreibt Tüxen:

»Das Gepräge einer jeden Landschaft wird in erster Linie durch ihr Pflanzenkleid bestimmt: Ernste, monotone Fichtenforste, der Pelz dichter grüner Buchenwälder, lichte Haine aus Eichen mit ihren zahlreichen Begleitern, weite, im Jahresverlaufe in mannigfachen Farbabstufungen spielende Heiden, eintönige Kiefernbestände, wogende Kornfelder oder saftig grüne Wiesen in ihrem ganzen jahreszeitlich bedingten Farben- und Formenwechsel pflegen unsere Vorstellung von einer Gegend, in der sie vorkommen, durchaus zu beherrschen, ihren Eindruck und ihre Wirkung zu bestimmen. Die charakteristischen Züge eines jeden Landschaftsbildes werden durch die Gesamtheit aller hier vorhandenen *Pflanzengesellschaften* (Assoziationen) bald entscheidend, bald in bescheidenem Maße erzeugt. Vernichtung oder Verwandlung von Vegetationseinheiten kann einschneidende Veränderungen im Gesamtcharakter der ganzen Landschaft hervorbringen, die oft mit ihren wirtschaftlichen und seelisch-geistigen Folgen von langer Dauer und gewaltiger Wirkung sein können.« (Tüxen 1935a, 70)

Tüxen betont sehr die Rolle der Pflanzen für das Landschaftserleben und stellt dieses in einem zweiten Schritt in den Dienst eines gestaltenden Naturschutzes. Ferner wird ausgeführt, dass die Natur die Tendenz habe, fremde Arten im Laufe der Sukzession wieder auszuschneiden. Daher sagt er, dass sich die anthropogen veränderte Vegetation nach Beendigung des menschlichen Einflusses mehr oder weniger wieder in den Ausgangszustand zurückentwickeln würde. Jedoch ist nicht so richtig klar, ob dies bei allen Arten der Fall wäre, weil manche Veränderungen der Landschaft irreversibel sind. Sein Konzept einer Potentiell Natürlichen Vegetation (PNV), die sich dann einstellen würde, wenn der menschliche Einfluss plötzlich aufhören würde, ist daher eine *theoretische Konstruktion*, die nur durch langfristige Sukzessi-

onsversuche empirisch zu erhärten wäre. So ist für Tüxen die Vegetationskunde eine wichtige Grundlage für den Naturschutz und die gestalterische Rekonstruktion eines ›natürlichen‹ Landschaftscharakters. Die Landschaftsgestalter selbst sehen das vegetationskundliche Potenzial darin, das intuitive Gefühl über die Angemessenheit von Pflanzen an einem bestimmten Ort zu verwissenschaftlichen und damit zu verobjektivieren. Jedoch entsteht auf dieser Basis auch eine Diskussion über die wissenschaftliche Determination der Pflanzenverwendung im Verhältnis zur freien Gestaltung, die bis heute anhält (vgl. ausführliche Körner 2001b, 279–282). Diese Verwissenschaftlichung wird durch die Debatte über den bodenständigen Garten vorangetrieben und prägt nach wie vor das Ideal einer standortgerechten, naturnahen und kulturell bedeutsamen Verwendung von Pflanzen, die sich nicht nur für arrivierte ästhetische Ergebnisse, sondern auch für Funktionalität und d.h. vor allem für kostengünstige Pflegeleichtigkeit verbürgt.

Über die Landschaftsgestaltung hinaus wurde durch die Kasseler Schule die Pflanzensoziologie auch in der städtischen Freiraumplanung eingesetzt. Da die Vegetation nicht nur die naturbürtigen Standortfaktoren anzeigt, sondern auch auf menschliche Nutzungen reagiert, wurde sie als Indikator von Aneignungshandlungen gelesen und als Grundlage einer Planung angesehen, die die soziale Gebrauchsfähigkeit von Freiräumen im Rahmen eines weitgehend funktionalen Aufgabenverständnisses verbessert. Ausdruck des Standortpotenzials in der Stadt als neuem ›Lebensraum‹ ist die Spontanvegetation, wobei die völkische Konnotation des Lebensraumbegriffs ideologisch mit der Festlegung entschärft wurde, ›Wildheit‹ sei das natürliche Pendant zur Spontanität einer Stadtkultur ›von unten‹. Damit war die vegetationskundlich geschulte Verwendung standörtlich-›bodenständiger‹ Vegetation quasi basisdemokratisch legitimiert. Diese Legitimation wurde dadurch verstärkt, dass in einem weiteren Sinne die Gebrauchsfähigkeit der Spontanvegetation durch die gestalterische Bearbeitung ihres spontanen Charakters gesteigert wurde. Ebenfalls wurden aufbauend auf vegetationskundliche Kenntnisse und damit nicht nur auf Basis ästhetischer Präferenzen verwilderungsfähige Zierarten und üppig blühende Arten von Pflanzengesellschaften eingebracht, die in der Stadt eher nicht vorkommen, insbesondere Arten wenig produktiver Trockenrasen und thermophiler Saumgesellschaften. Dies diente nicht nur der Reduktion der Biomasse und damit der Reduktion von in der Stadt nicht verwendbarem Schnittgut, sondern sollte auch demonstrieren, dass die Freiräume nicht einfach nur verwildern, sondern dass für sie Sorge getragen wird.

Der Pflanzensoziologie kommt damit auf Basis ihrer geografischen Bedeutung sowohl im weltanschaulich ›linken‹ (Freiraumplanung) als auch im konservativen ›rechten‹ Spektrum des Fachs (Landschaftsgestaltung und Naturschutz) eine übergreifende Rolle in der Pflanzenverwendung zu. Im Folgenden soll zunächst ihre Rolle im Heimatschutz ausgeführt werden, die mit der Idee des ursprünglich gestalterisch motivierten Naturgartens stark zunimmt, um dann in der bodenstän-

digen Gartenkunst ausformuliert zu werden. Die Behauptung, diese habe pauschal fremde Arten ablehnt, ist ein weitverbreitetes Vorurteil. Doch ist diese Ablehnung eher ein Kennzeichen der ökologisierten Naturgartenidee der 1980er Jahre und auch hier keineswegs durchgängig verbreitet. Im Rahmen der Entwicklung dieser naturschutzorientierten Form von Pflanzenverwendung gerät dann paradoxerweise ihre wissenschaftliche Fundierung in Vergessenheit, während sonst die Ökologisierung der Planung mit einer entschiedenen Verwissenschaftlichung einhergeht (vgl. Woudstra 2004, 36; Körner 2007; 2009b). Da die Naturgartenbewegung der 1980er Jahre eine Variante des enger gefassten Naturschutzes ist, soll sich auch im Garten die Natur möglichst frei entwickeln, sodass die Pflege eine untergeordnete Rolle spielt: Sie wird zum ›Eingriff‹, obwohl viele Biotope aus der Kulturlandschaft, die in den Garten verpflanzt werden, wie Wiesen, Hecken, Teiche usw., sie zu ihrer Unterhaltung benötigen, wenn sie nicht durch ihre ursprüngliche landwirtschaftliche Nutzung stabilisiert werden. Stattdessen geht man davon aus, dass es die produktiv-wilde Natur des Naturgartens irgendwie schon von selbst richten wird, wenn sie nur artenreich ist. In der Kritik an der Gestaltungsabstinenz dieser naturschützerischen Herangehensweise an den Garten formiert sich dann die aktuelle ›naturalistische‹ Pflanzenverwendung. Diese schließt sich der landschaftsarchitektonischen Position an, die im Entwurf als Methodik die fortschrittliche Potenz des Fachs sieht. Das kann aber auch in der Pflanzenverwendung nicht der Weisheit letzter Schluss sein.

8.1 Heimatschutz im Garten

Die gestalterisch orientierte Naturgartenidee

Die Naturgartenidee, die sich Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts herausbildet, leitet die Entwicklung zum bodenständigen Garten ein. In Deutschland gilt Willy Lange neben dem Iren William Robinson als ihr Begründer (vgl. Kühn 2006, 2011; Körner 2007, 2009b). Ausgangspunkt von Langes Gartenauffassung ist die Kritik am städtischen Leben, das den Menschen von der Natur entfremdet habe, sodass er verlernt habe, mit den Mitteln der Natur ein Heim zu bauen (vgl. Lange ohne Jahr, 7). Derartiges naturbewusstes Bauen hieß für Lange, Materialien zu verwenden, die in die regionale Eigenart der Landschaften eingepasst sind (vgl. ebd., 18), um so einen einheitlichen Stil der Siedlungen zu erreichen (vgl. ebd., 10). Das nannte er Bodenständigkeit, weil alle Einzelheiten des menschlichen Schaffens die ursprüngliche Beziehung zur Natur aufrechterhalten (vgl. ebd., 11). Auf den Garten übertragen, bedeutete Bodenständigkeit vorrangig *nicht*, dass nur regional vorkommende Pflanzen zu verwenden sind, wie man meinen könnte, sondern sie konnten im Gegenteil durchaus auch *fremder Herkunft* sein. Dann aber sollten sie sich *physiognomisch* in die Eigenart der deutschen Landschaft(en) einordnen, um im Gartenmaßstab heimi-

sche deutsche Landschaftsbilder als naturnah wirkende Gartenbilder nachstellen zu können. Lange bezog sich dabei, wie mehrfach erwähnt, auf die sich zu seiner Zeit allmählich herausbildende Wissenschaft der Pflanzensoziologie, weil sie helfe, die natürlichen Pflanzengesellschaften besser zu verstehen, verfolgte aber einen natürlichen Gesellschaften steigernden künstlerischen Ansatz (vgl. Lange 1909).

Denn die Gartenkunst galt als die Kunst, Lebendiges zu gestalten und das Wesen der Natur, wie es physiognomisch im Landschaftsbild zum Ausdruck komme, stilistisch zu erfassen (vgl. Lange 1912, 15–16). Dieses Wesen, der stilbildende Charakter, begründet sich auf den klimatisch-landschaftlichen Besonderheiten der einzelnen Landschaften, denen man sich anzupassen habe. ›Klimatisch‹ ist hier die Metapher für die Summe aller Umweltfaktoren. Sie muss man, Lange zufolge, nutzen, um dadurch die Landschaft als Heimat zu gestalten und den Gegensatz von Kunst und Natur aufzuheben (vgl. Lange 1910, 18). Anpassung und Naturnähe heißen aber nicht, dass die Natur durch eine Unterordnung unter sie bedingungslos zu kopieren ist, weil es im Kern um die *Einfügung* in die Natur durch ihre *gestalterische Überhöhung* geht. Daher sind fremde Pflanzen erwünscht, wenn sie helfen, die Physiognomie des Heimischen im Gartenmaßstab darzustellen und sogar zu steigern, sodass Lange eine begriffliche Unterscheidung macht: Der Naturgarten sollte nicht rein »natürlich«, sondern »natürlich« oder gar in gesteigerter Form »übernatürlich« sein (vgl. ebd., 56). Heute nennt man das ›naturalistisch‹, wohingegen die ökologisierte Naturgartenbewegung den Garten als reinen Naturraum begreift, in den man nur minimal eingreifen soll.

Schaut man sich die Abbildungen in Langes Hauptwerk (Lange 1912) an, dann kann man nach heutigen Maßstäben nicht den Eindruck haben, es handele sich um ökologisch derart stabilisierte Pflanzenbestände, dass sie wirklich pflegeleicht sind. So werden Iris an einem Bachrand z.B. in den Rasen gesetzt, oder viele Pflanzungen sind letztlich Rabatten, die doch auf intensiver gärtnerischer Arbeit basieren. Bei ihm steht der gestalterisch-bildhafte Aspekt der Gartengestaltung eindeutig im Vordergrund. Bodenständigkeit bedeutet weniger Funktionalität als vielmehr Darstellung überhöhter Landschaftsszenarien im Garten. Doch das ändert sich im Folgenden.

8.1.1 Landschaftstypisch und funktional: Bodenständigkeit

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird das Thema Bodenständigkeit auch von Karl Foerster, dem bedeutendsten deutschen Pflanzenzüchter, aufgegriffen. Es ist aber vor allem mit Alwin Seifert verbunden, der es später dann ideologisch in die nationalsozialistische ›Blut und Boden‹-Ideologie einordnet. Zugleich wird aber auch die praktische Perspektive der Bodenständigkeit ausgearbeitet und schon über erste Listen brauchbarer Pflanzenarten diskutiert, wie sie heute durch die Pflanzensichtung erarbeitet werden und gängig sind. Dabei ist mit Bodenständigkeit im-

mer nicht nur eine regionale Angemessenheit der Pflanzenverwendung verbunden, sondern auch ihre *Haltbarkeit* und der daraus resultierende *ökonomisch relevante Pflegeaufwand*. Die These, die in der Pflanzenverwendung künftig nicht mehr aufgeben werden wird, ist, *dass standortgerecht verwendete Pflanzen pflegeleicht sind, weil sie ihren Ansprüchen entsprechend optimal gedeihen können*. Das wurde, mit Ausnahme der ökologisierten Naturgartenbewegung, so interpretiert, dass die Pflanzenbestände zwar nach dem Vorbild von Naturszenerien anzulegen sind, dass jedoch, anders als von Migge behauptet, die Natur *nicht blind zu kopieren ist*.

Foerster bezeichnete seinen ersten Pflanzenkatalog mit dem Titel »Dauerhaft bodenständiger Blumenschmuck für sonnige und schattige Gärten. Anpassung der Gartenblumen an unser Klima, an mannigfachste Eigenart und ›Ungunst‹ des Standortes« (vgl. Mehliß 2012, 24). Dieser Titel verdeutlicht, was er unter Bodenständigkeit verstand, nämlich zum einen den praktischen Gesichtspunkt der Haltbarkeit der Pflanzungen durch deren Standortgerechtigkeit und auch – wie Lange – deren Beitrag zur Ausgestaltung der Eigenart der Gartenstandorte. Halben bei Lange fremde Pflanzen den Charakter heimischer Landschaftsszenerien zu überhöhen, so bedeutete für Foerster Bodenständigkeit noch weit mehr, nämlich fremde Arten durch ihre *züchterische Veredelung* und *Benennung* in die Gartenkultur zu integrieren. Heimat und Kultur waren für ihn etwas, das ständig weiterzuentwickeln war, indem es für Einflüsse von außen offengehalten wird. Das Fremde ist dann nicht nur ein dienendes Mittel, das Eigene zu bestätigen und auszudifferenzieren, sondern vielmehr Agent lebensnotwendiger Veränderung. Nur so wird verhindert, dass die Kultur erstarrt. Der Garten ist ein ›*Melting Pot*‹ und Kultur ein offener und lebendiger Prozess: »Der Heimatpuritaner vergißt, daß dieser Einschmelzungsprozeß unaufhaltsam weitergeht, sich ständig an neuem Stoff kleiner und großer Gewächse versucht und auch vor Feld und Wald, vor Küche und Wohnung, ja auch vor unseren innersten Gedanken und Vorstellungen nicht halt macht.« (Foerster 1938, o. S.) Für Foerster ist die Integration des Fremden ein Prozess gegenseitiger Befruchtung: »Das Neue befruchtet das Alte. Erst die Bekanntschaft mit völlig neuartigen, fremden Schönheitswelten der Pflanze beschenkt uns auch mit dem tiefsten Gefühl für das Altvertraute.« (Foerster 1941, 128) Dieses ›tiefe Gefühl‹ bedeutet also, dass die Tradition bei aller Offenheit für das Fremde dennoch als Fundament der Kultur und als Maßstab der Weiterentwicklung Bedeutung hat, denn das Alte wird nicht durch das Neue überformt, sondern immer weiter angereichert. Daher muss bei aller Offenheit nach konservativem Deutungsmuster das Neue zur Tradition passen und sich in sie einfügen, um dann bereichernd wirken zu können.

Trotz einer prinzipiellen Offenheit ist es also auch bei Foerster Aufgabe der Kultur, Eigenart hervorzubringen und weiterzuentwickeln, d.h. das Wesen der (regionalen) Natur kulturell zu transzendieren. Im Gegensatz zu Lange war er aber weniger ein Gestalter, als vielmehr ein Züchter, der der neuen Gartengestaltung die

entsprechenden Pflanzen zur Verfügung stellte. Trotz der Betonung der Bedeutung (standörtlicher) Eigenart richten sich diese Zitate ihrer Tendenz nach gegen die Haltung von Seifert. Denn dieser formulierte in Anlehnung an Tüxen eine sehr viel engere Auffassung als Foerster. Dies ist nicht primär einer rassistischen Engstirnigkeit geschuldet, wie oft gedacht wird, sondern folgt aus Seiferts Rezeption vegetationskundlicher, also wissenschaftlicher Erkenntnisse.

8.1.1.1 Das Konzept der Potentiellen Natürlichen Vegetation in der Vegetationskunde

Tüxen entwickelte seinen Ansatz zwar ursprünglich für die Land- und Forstwirtschaft, um eine Einschätzung der Nutzungsmöglichkeiten der natürlichen Bodenproduktivität vornehmen zu können, dieser konnte aber auch in der Garten- und Landschaftsgestaltung angewendet werden. Er diente ihn sogar aktiv der Landschaftsgestaltung an und plädierte für den Ausschluss gestalterischer Willkür bei der Pflanzenverwendung:

»In vielen Landschaften unseres Vaterlandes hat naturfremde Beeinflussung die Pflanzendecke aus ihrem Gleichgewicht gebracht, das sie unter natürlichen Verhältnissen oder unter einer den natürlichen Kräften angepassten Bewirtschaftung besitzt. Zur Reinigung der deutschen Landschaft von unharmonischen Fremdkörpern und zur Förderung einer bodenständigen Wirtschaft ist es daher notwendig, die Wirkung dieser willkürlichen Eingriffe aufzuheben oder doch soweit wie möglich abzuschwächen.« (Tüxen 1939, 209)

Voraussetzung hierfür sei die »Vertrautheit mit dem Mosaik der Pflanzengesellschaften« in einer Region, um »die natürlichen Pflanzengesellschaften« »zu erhalten oder auch wiederherzustellen«. Aber auch die Kenntnis menschlich bedingter Assoziationen sei »durchaus nicht zu entbehren, da diese aus jenen hervorgegangen sind und stets die Tendenz zeigen, sich wieder in jene zurückzuverwandeln« (Tüxen 1935a, 7).

Von Tüxen wird damit eine Kernaussage formuliert, die mit jenem Konzept der Potentiellen Natürlichen Vegetation, das er seit 1931 mit der Vegetationskartierung Nordwest-Deutschlands entwickelte und nach dem Zweiten Weltkrieg weiter verfeinert hat, verbunden ist (vgl. Tüxen 1963, 139). Er setzt sich dabei von der so genannte Monoklimaxtheorie ab (vgl. Wilmanns 1989, 42), die davon ausgeht, dass sich die Vegetation in einem bestimmten Raum mit gesetzmäßiger Sicherheit auf ein feststehendes Endstadium bzw. Vollkommenheitsstadium hinbewegt.² Diese Theorie fußt, wie die nationalsozialistische Landschaftsgestaltung, auf einem organistischen Weltbild und bezieht dieses ebenfalls auf ganzheitlich-organische

2 Zur Monoklimaxtheorie vgl. Clements (1936).

Einheiten von Räumen und Lebensformen (vgl. Trepl 1987, 145–153; Voigt 2008, 164–168).³ Im Gegensatz zur Monoklimaxtheorie berücksichtigt das Konzept der PNV aber die bislang zum Teil irreversiblen anthropogenen Veränderungen in der Landschaft; Tüxen nennt unter anderem die durch Entwaldungen am Oberlauf von Flüssen entstandenen Auelehmddecken, die ursprüngliche, magere Substrate überdecken, oder die intensive Düngung von Feldern und Gärten (vgl. Tüxen 1956, 6–7).

»Der früheren realen natürlichen, also der früher tatsächlich vorhanden gewesenen natürlichen Vegetation kann nun ein *gedachter* natürlicher Zustand gegenüber gestellt werden, der sich für heute oder für einen bestimmten früheren Zeitabschnitt entwerfen lässt, wenn die menschliche Wirkung auf die Vegetation unter den heute vorhandenen oder zu jenen Zeiten vorhanden gewesenen übrigen Lebensbedingungen beseitigt und die natürliche Vegetation, um denkbare Wirkungen inzwischen sich vollziehender Klima-Änderungen und ihrer Folgen auszuschließen, sozusagen schlagartig in das neue Gleichgewicht eingeschaltet gedacht würde. Diesen gedachten Zustand wollen wir im Gegensatz zu der realen natürlichen als potentielle natürliche Vegetation bezeichnen. Von der heutigen potentiellen natürlichen Vegetation wäre diejenige früherer Zeiten (z.B. Eisen-, Bronze-, Steinzeit) zu unterscheiden.« (Ebd., 5)

Das heißt, die heutige potentielle natürliche Vegetation ist als »*gedankliche Konstruktion*« (ebd.: 7; Hervorheb. d. Verf.) vermuteter und mehr oder weniger plausibler Ausdruck des aktuellen natürlichen Potenzials. Dabei wird jedem Ort gemäß der heutigen ökologischen Standortfaktoren eine potenzielle Schlussgesellschaft zugewiesen, die i.d.R. aus einer Waldgesellschaft besteht und ein bestimmtes Spektrum an Ersatzgesellschaften aufweist.

Aus der PNV eines Standortes lässt sich dessen Gunst für anthropogen bestimmte Pflanzengesellschaften und für die gezielte Pflanzenverwendung in der Land- und Forstwirtschaft ermitteln.⁴ Die ästhetisch an der Förderung der Eigenart orientierte Landschaftsgestaltung und eine entsprechende Straßenbegrünung wie beim Reichsautobahnbau waren eher ein Nebenprodukt dieser Forschungen. Auf einen Hinweis von Schmithüsen hin nimmt Tüxen in die Reihe der irreversiblen Veränderungen von Standorten auch die Dezimierung des Florenbestandes und eine mögliche »Bereicherung« durch »Neubürger« auf:

3 Diese holistische Schule in der Pflanzensoziologie war besonders im anglo-amerikanischen Raum bis in die 1950er Jahre hinein dominant und galt als Stand der Wissenschaft (vgl. McIntosh 1975). In Europa war Tüxens Konzept bis mindestens in die 1960er Jahre allgemein anerkannt und spielte noch lange im Naturschutz eine Rolle.

4 Vergleiche hierzu etwa Aichingers Konzept der forstlichen Standortanzeiger (1967).

»Herr Prof. Schmithüsen weist darauf hin (briefl.), daß die potentielle natürliche Vegetation in manchen Kulturlandschaften auch schon aus dem Grunde von der ehemaligen realen natürlichen Vegetation verschieden sein würde, weil der zur Zeit der Besiedlung verfügbare Florenbestand inzwischen dezimiert oder durch Neubürger bereichert sein kann. Die soziologische Auswirkung dieser floristischen Verschiebungen bliebe allerdings für jede Art abzuwägen. Für viele dürfte sie ohne große Bedeutung, für einzelne jedoch von hoher Wirkung sein können, auch wenn man von Ersatzgesellschaften absieht, die durch gesellschaftsverändernde Wirkung neu eingebrachter Arten entstanden sind.« (Tüxen 1956, 7)

Die Konstruktion der PNV lässt demnach keine generellen Aussagen über die soziologischen, vielleicht auch Standorte verändernden Konsequenzen durch neue Florenelemente zu, sondern nur *fallbezogene*. Während im Garten das Problem der Einschätzung der Wuchseigenschaften und der Anpassungsleistung von Neuzüchtungen oder Arten anderer geografischer Herkunft seit Foerster über die Sichtungsarbeit gelöst wird, ist die Frage ihres ökologischen Verhaltens in der Landschaft bis heute ein schwieriges Problem und kann, wie schon von Tüxen bemerkt, nur nachträglich festgestellt werden.⁵ Dieser weist darauf hin, dass Voraussetzung für Prognosen zu Vegetationsveränderungen die genaue Kenntnis von Vegetationstypen ist, die durch den Einsatz von vielerlei Hilfswissenschaften unterstützt wird, wie Klimatologie, Geologie, Bodenkunde, Hydrologie usw., und die Untersuchung vieler ähnlich gelagerter Fälle voraussetzt (vgl. Tüxen 1931/32). Er führt deshalb an anderer Stelle Zweifel an der Verallgemeinerbarkeit von Aussagen über die Entwicklung anthropogen bedingter Vegetationsbestände auf ungenügender Untersuchungsbasis an: »Aus irgendeinem Einzelbestand einer Pflanzengesellschaft, deren soziologisch-systematische Stellung nicht einmal genau bekannt ist, seine Vergangenheit abzulesen, ist allerdings oft nicht möglich, seine Zukunft aber voraussagen zu wollen, wäre gewiß nicht viel anderes als die eines Menschen aus seinen Handlinien oder mit anderen Jahrmarktmethoden deuten zu wollen.« (Tüxen 1955, 8) Obwohl ihm also bewusst ist, dass die tatsächlichen Konsequenzen der Verwendung neu eingebürgerter Arten kaum vorauszusehen sind, handhabt er im Kontext der Pflanzenverwendung die Unterscheidung von einerseits akzeptablen und andererseits auszuschließenden Florenelementen eher auf intuitiver, denn auf wissenschaftlicher Basis und ist dann doch bereit, allgemeingültige Aussagen über die Überlebensfähigkeit neuer Arten zu treffen:

»Darum haben sich jene alten berühmten Parke eines Lenné bis in unsere Tage in eindrucksvoller Schönheit erhalten, weil sie mit und in natürlichen Pflanzengesellschaften geschaffen wurden und nicht standortfremde Experimente darstel-

5 Bei der Etablierung von Neophyten ist es dann meist schon zu spät, um einzuschreiten.

len, deren Dauer (ganz abgesehen von allen Mode- und Zeitströmungen der Gartenkunst) schon deswegen beschränkt gewesen wäre, weil sich mit unbedingter Sicherheit die natürlichen Kräfte als stärker erwiesen hätten, als ihr das Bodenständige nicht-achten-wollender Schöpfer.« (Tüxen 1939, 216)

Tüxen ist also der Auffassung, dass die fremden Pflanzen im Laufe der Sukzession von selbst wieder verschwinden werden und dass es daher für die Gartenkunst keinen Sinn hat, dagegen anzukämpfen. Dennoch etablieren sich faktisch auch einige Arten, jedoch kann er nicht erklären, auf welche Weise diese den Status der Bodenständigkeit erlangen können. Aus seiner Sicht heißt das daher, dass anstatt einer wissenschaftlichen Orientierung am standortanalytischen Potenzial seiner Theorie wieder jene »Willkür und zufällige(n) Einzelerkenntnisse« (Tüxen 1935b: 681) Einzug halten, die er mit Hilfe der Systematik der PNV gerade ausschließen wollte. Er entscheidet, wie wir sehen werden, letztendlich auch nur *gefühlsmäßig* darüber, was im Hinblick auf die Eigenart eines Raumes als bodenständig zu betrachten ist und was nicht.

Demgegenüber wurde in der Garten- und Landschaftsgestaltung die Idee der PNV begeistert aufgenommen, weil man sich dadurch die Verwissenschaftlichung des intuitiven Urteils über die Angemessenheit von Pflanzen versprach. Die subjektiv-künstlerische Einfühlung in die Eigenart der Landschaft sollte so durch die Einhaltung wissenschaftlich erarbeiteter, gesetzesförmiger Aussagen ersetzt werden, sodass dem wissenschaftlichen Anspruch zufolge nun streng spezifizierte und universelle Gesetzmäßigkeiten über die Zusammensetzung der Pflanzengesellschaften gelten sollten. Aufgrund der Erkenntnisse der Pflanzensoziologie besteht daher scheinbar kein gestalterischer Interpretationsspielraum mehr darüber, was in eine Landschaft passt oder nicht. Erst *durch diesen Modernisierungsschub* etabliert sich die strikte Logik des Ausschlusses möglicher fremder Pflanzen als »Eindringlinge« in die PNV, wie sie Seifert fordert.

Da Tüxen überzeugt davon war, dass die fremden Pflanzen im Laufe der Sukzession wieder aus den etablierten Pflanzengesellschaften »ausgeschieden« werden, mutmaßt er z.B., dass sich die nordamerikanische Robinie nicht in Mitteleuropa werde halten können. Ganz sicher ist er in seinem Urteil aber nicht, weil das Konzept der PNV das ökologische Verhalten neuer Arten nicht pauschal prüfen kann. Das ginge nur durch langwierige Sukzessionsversuche, sodass Tüxens Ablehnung vor allem weltanschaulich bedingt ist: Die Robinie stammt einfach von einem anderen Kontinent und würde deshalb von Natur aus nicht in der Sukzession auftreten, somit ist sie weder heimisch noch kann sie es werden. Diese – bei gegenteiligem Anspruch – intuitive Einteilung der Arten zeigt sich besonders deutlich in einem Artikel über Straßenbaumbeplantungen in Nordwest-Deutschland von 1961. Hier werden von ihm fremde, aber traditionell verankerte Arten *europäischer* Herkunft, wie die Rosskastanie oder die Platane – in Nord- und Mitteleuropa allerdings ein

Hybrid aus einer nordamerikanischen und einer südeuropäischen Art – akzeptiert, rein nordamerikanische Arten hingegen, wie die Robinie oder die Roteiche, jedoch nicht. Sie haben für ihn in der mitteleuropäischen Flora nichts zu suchen (vgl. Tüxen 1961, 85, 88). Im Gegensatz zu der hier zum Ausdruck kommenden Anerkennung der traditionellen Alleebäume Kastanie und Platane gilt für Tüxen trotzdem: »Alle Baum-Arten an der Straße, die nicht der potentiell natürlichen Waldgesellschaft angehören, sind willkürlich und darum ohne Berechtigung, weil jeder anders will.« (Ebd., 88) Daraus müsste sich also auch eine Ablehnung jener fremden europäischen, aber traditionell gewordenen Baumarten ergeben, weil sie keine heimischen Waldarten sind. Allerdings wäre die Frage zu stellen, ob Arten aus Wäldern an Straßen als künstlichen Standorten mit Schotterunterbauten, Drainagen und Böschungen überhaupt funktional angemessen sind. Deutlich wird also, wie sehr die Einteilung in ›gute‹ und ›schlechte‹ fremde Arten auch bei Tüxen der Wertschätzung des autochthon Heimischen oder dessen europäischer ›Verwandtschaft‹ folgt und nicht etwa wissenschaftlich belegt ist. Demgegenüber sollte aber die Aufgabe der Pflanzensoziologie die Lieferung von objektiven Erkenntnissen zum Aufbau biologisch begründbarer Pflanzengesellschaften sein, als Basis – wie man heute sagen würde – nachhaltigen Wirtschaftens. Dieser Exaktheitsanspruch bleibt jedoch uneingelöst, sodass Tüxens Haltung entsprechend ambivalent und abhängig vom jeweiligen Argumentationszusammenhang ist. Grundsätzlich steht er fremden Arten skeptisch gegenüber und nimmt, sobald er mit gestalterischen Fragen in Berührung kommt, eine distanzierte Haltung zur Verwendung unerprobter Pflanzen ein. Das ist folgerichtig, denn sie konnten ja noch nicht Bestandteil des Heimischen geworden sein.

Im Garten als Ort der Kultivierung fremder Zierpflanzen war dieser Rigorismus hinsichtlich der Pflanzenauswahl nie zu halten. Hier hieß Bodenständigkeit immer schon auch Anbau und Erprobung neuer Arten. Und selbst in einer Landschaft wurde beispielsweise auch von Seifert die Verwendung von Lebensbäumen an einer bayerischen Kapelle akzeptiert, weil sie dort kulturell tradiert waren (vgl. Seifert 1929, 177). Um Wirtschaftlichkeit mit traditionsbewusster Ästhetik zu verbinden, sollten Seifert zufolge regionale Normlisten brauchbarer Pflanzen erstellt werden, die geeignet waren, das Typische der Gärten und Landschaften herauszuarbeiten (vgl. ebd., 132). Auch Foerster (1917) hatte schon derartige Listen gefordert, mit deren Hilfe die gewonnenen Erkenntnisse den Gartenbesitzern vermittelt werden sollten. Ferner strebte Seifert mit ihnen eine wissenschaftliche Auswertung von *Erfahrungswissen* an, die im Gegensatz zur Pflanzensoziologie kulturelles und auch ökonomisches Wissen reflektiert, um dann typische Pflanzen zu identifizieren und Verwendungsstandards oder Normen abzuleiten. In der Pflanzensoziologie sah er mit der dort vorliegenden Beschreibung von Pflanzengesellschaften für die Landschaft eine derartige Normierung schon als gegeben an. Ähnliches sei nun für Kulturarten nachzuholen (vgl. Seifert 1929, 175). Mit der bodenständigen Pflanzenverwendung war in diesem Sinne nicht nur das Fundament einer wissenschaftlichen

Begründung des Einsatzes von Pflanzen gelegt, es war auch die Geburtsstunde der heutigen Pflanzensichtung, die Aussagen über die Verwendbarkeit von Arten und gärtnerischen Sorten auf eine empirische Basis stellen sollte. Auf dieser Grundlage erarbeitete dann Hansen analog zur Klassifizierung natürlicher Pflanzengesellschaften Listen von Pflanzenkombinationen für typische Gartenstandorte, den so genannten *Lebensbereichen*.

8.1.1.2 Bodenständige Gartenkunst

Seifert unterscheidet in seinem Artikel »Bodenständige Gartenkunst«, den er mehrmals überarbeitet hat (vgl. Seifert 1929; 1939; 1942), zwischen der Verwendung heimischer und fremder Pflanzen im Hinblick auf die Räume, an denen sie grundsätzlich zum Einsatz kommen sollten, nämlich in *Garten* und *Landschaft*. Der Garten als kultureller, von der Landschaft ursprünglich mit Gerten abgegrenzter Ort, beherbergt demnach immer schon fremde Pflanzen, die originär hauptsächlich der Ernährung dienten, wie Linsen und Erbsen. Gleiches gelte für die Kloostergärten des Mittelalters, obwohl hier schon erste Zierpflanzen nachweisbar seien, die meist in einen symbolischen, d.h. christlichen Bedeutungskontext eingebunden gewesen seien, wie die Madonnenlilie, die auf die Jungfrau Maria verweise. Es ist daher für Seifert geradezu die Aufgabe des Gärtners, das Fremde zu kultivieren, sodass er Bodenständigkeit im Hinblick auf den Garten *unter Einschluss* der Einsatzmöglichkeit fremder Pflanzen definiert: »Bodenständig ist im Garten jede fremde und jede einheimische Pflanze, die das volle Maß ihrer Schönheit erreicht und mit ihrer engeren und weiteren Umgebung in künstlerischer und biologischer Harmonie steht.« (Seifert 1939, 44) Das bedeutet, dass die Pflanze sowohl aufgrund ihrer Standortansprüche voll gedeihen können als auch ästhetisch in ihre Umgebung passen muss, weil sie mit ihr harmoniert. In der Ausgabe von 1942 präzisiert Seifert zudem noch einmal, wann eine *heimische* Pflanze gartenwürdig ist: nämlich nicht einfach nur dann, wenn sie standortgerecht ist, sondern erst dann, *wenn auch sie fremd und exotisch* geworden ist. Er schreibt,

»daß wir heute – und wirklich erst heute – auch einheimische Pflanzen als gartenwürdig ansehen. [...] Die vielen Vertreter der mitteleuropäischen Flora, die in den letzten hundert Jahren in den deutschen Garten gekommen sind, die sind ja nur deshalb gartenwürdig, weil sie uns Städtern fremd geworden sind. [...] Wir werden uns nicht Wiesenblumen in den Garten pflanzen, denn diese leben noch in unserem Gesichtskreis.⁶ Aber eine Waldbodengesellschaft aus Haselwurz, Salomonsiegel, Türkenbund, Astrantia ist nunmehr gartenwürdig, weil sie in unseren Einheitswäldern nicht mehr zu finden ist. Wir tragen nicht eine gewöhnliche Bachnelkenwurz heim; finden wir aber eine gefülltblühende Form, dann ist der

6 Was heute auch nicht mehr der Fall ist.

Anreiz, sie in den eigenen Garten zu pflanzen, recht groß; es soll eben im Garten das Fremde sein, das Ungewohnte, das Kostbare, das, was außerhalb des Zaunes nicht vorkommt, oder selten geworden ist.« (Seifert 1942, 183–184)

Im Garten sind also keinesfalls heimische Pflanzengemeinschaften zu rekonstruieren, obwohl auch eine selten gewordene Waldbodengesellschaft gepflanzt werden kann, sondern Zierarten zu verwenden, die man individuell schätzt. Das erklärt auch, warum die grellen Farben und vor allem gefüllten Blüten traditioneller Bauerngartenpflanzen nicht als unnatürlich gelten, sondern als volkstümlich akzeptiert werden, denn eine normale Nelkenwurz wäre banal, nicht aber eine gefüllte. Mit der Anpflanzung von Besonderheiten, die eben nicht ›einfach‹ und ›natürlich‹ sind, und mit der Kultivierung individueller Pflanzenliebhaberei wird quasi ein ›liberales‹, an die englische Gartenkultur erinnerndes Element von Sammelleidenschaft eingeführt bzw. schlichtweg die Realität akzeptiert: Gärtner sammeln immer Pflanzen, die kurios sind und die sie schön finden (vgl. auch Wimmer 2014, 311).

Dennoch ist die Integration der Exoten in die eigene Kultur wichtig, da auch im Garten die (Pflanzen-)Welt nicht beliebig sein darf. Sie muss in das Muster von *cultura* passen. Das wird nicht nur dadurch ausgedrückt, dass die gärtnerische Natur mehr noch als die agrarische pflegende Zuwendung erfährt, sondern auch dadurch, dass der jeweiligen Art oder Sorte ein deutscher Namen gegeben wird, der ihre Zugehörigkeit ausdrücken soll: Mit einem Volksnamen gehört sie zur Tradition und hat einen symbolischen Wert (vgl. ausführlich Körner 2001b, Kap. 5.2.1). Das war der Grund, weshalb Foerster seinen Neuzüchtungen deutsche Namen gab, die nicht nur eine besondere Originalität ausweisen mussten, sondern auch die wesenhaften Eigenschaften der Pflanze bezeichnen sollten – so heißt ein grell pinkfarbener Phlox »Wenschodennschon«, ein rein weißer »Schneeferner«, nach dem Gletscher an der Zugs Spitze, und ein spätblühendes Sedum »Herbstfreude«:

»Wir haben für die Staudengräser die besten deutschen Namen gesammelt, aber auch eine sehr große Zahl neuer Namen ganz munter erschaffen, und zwar immer aufgrund der *Einmaligkeit einer Erscheinung*, so, dass der deutsche Name auch ein gewisses Kontrollmittel enthält. Ohne einen echten, bodenständigen deutschen Namen fehlt das Siegel der geistigen Besitzergreifung.« (Foerster 1942, zit.n. Kreuter 2006, 142; Hervorheb. d. Verf.)

Der Name bezeichnet also den besonderen Charakter einer Pflanze, mit Foerster könnte man auch sagen, ihre Persönlichkeit, und durch diesen Prozess des Bezeichnens in der eigenen Sprache wird das Fremde zum Eigenen, selbst wenn es im Garten wiederum exotisch bleiben muss. Dieser Aneignungsvorgang zeigt, dass bei aller Sammelleidenschaft das Fremde nicht das Eigene beliebig öffnen oder überfor-

men darf, sondern es bereichern soll, weil ein Sinn repräsentiert werden muss, *der bereits in der eigenen Kultur angelegt ist.*⁷

Von der *Gartengestaltung*, die schon immer fremde Pflanzen nutzte und kulturell assimilierte, wurde die *Landschaftsgestaltung* unterschieden. Zwar kommen auch in der Landwirtschaft traditionell fremde Arten zur Verwendung, sodass das Landschaftsbild in der Kulturlandschaft von Weizen, Gerste, Kartoffeln etc. erheblich geprägt ist, die Landschaft ist aber für Seifert nicht nur Ausdruck der *kollektiven Gestaltung* des Raumes durch ein Volk, sodass hier für ihn der *individuelle Wille des Einzelnen* begrenzt ist. Dieser Wille kann und soll sich im Garten frei entäußern, während in der Landschaft auch die *natürlichen Standortfaktoren* stärker zur Geltung kommen, die im Garten durch mitunter erhebliche technische Kunstgriffe beeinflusst werden (vgl. Seifert 1942, 185–186). Das hatte auch schon Migge dazu veranlasst, den Garten als eine Art natürliche Maschine anzusehen.⁸ In der Summe gelten somit in der Landschaft für Seifert bei allem Nutzen größere Beschränkungen, insbesondere jene ›höheren‹ Gesetze der Eigenart, während für Migge die Landschaft eine Gartenlandschaft war, die typisch für bestimmte Funktionen sein konnte, wie etwa für die Erholung. Für Seifert zeigt die Pflanzensoziologie in diesem Kontext – und hier folgt er Tüxen –, dass sich fremde Pflanzen nicht gegen die natürliche Sukzession halten können. Sie würden quasi von der Natur wieder ausgeschieden, wenn sie nicht durch intensive Kulturtätigkeit permanent gestützt würden, wie dies gerade für das Gärtnern spezifisch ist. Allerdings ist dies, wie wir mit Tüxen gesehen haben, nur eine Vermutung, die voraussetzt, man könne prognostizieren, was nach Aufhören des menschlichen Einflusses geschieht. Auf Basis der Tüxenschen Theorie ist es dann für Seifert, wie das folgende berüchtigte Zitat zeigt, wichtig, bei der Landschaftsgestaltung die Eigenart der Landschaft nicht zu verwässern, sondern möglichst genau zu treffen, da seiner Ansicht nach letztlich nur die dazu gehörenden Pflanzen passend sind und dauerhaft bestehen können:

»Hier (in der Landschaft; d. Verf.) hören Wunsch und Gefallen des einzelnen auf, hier ist Erbe des Volkes zu wahren. In der Landschaft sind wir noch strenger als das Naturschutzgesetz, das die Ansiedlung fremder Pflanzen verbietet. Nicht nur das Reichsfremde muß fern bleiben, selbst nur das Landschaftsfremde hat hier sein Recht verloren. Wir wollen nicht Nadelhölzer in Laubholzlandschaften eingebracht wissen und nicht Birken auf guten Lehmböden sehen. Die Schwarzkiefer ist

7 Es ist also ein Irrglaube, im Nationalsozialismus sei die Idee aufgekommen, man dürfe pauschal nur heimische Pflanzen verwenden. Als einer der wenigen Autoren nimmt Kowarik (2003, 106) hierzu eine differenzierte Position ein. Diese Idee ist vielmehr Ergebnis des verwissenschaftlichten Naturschutzes im engeren Sinne, der in der Gartengestaltung zur ›ökologisch‹ orientierten Naturgartenidee führte.

8 Vgl. Kap. 6.1.1.

dem Ostrand des Wiener Waldes und dem Steinfeld vorbehalten, Pinus montana, die Latsche, dem Hochgebirge und den Hochmooren.« (Seifert 1942, 186)

Derartige Positionen gelten bis heute als regional angepasste Pflanzenverwendung mit autochthonem Material (vgl. dazu Körner 2000 und Kap. 3.1; Skowronek et al. 2023). Bei der Beurteilung der *landschaftlichen* Eigenart ist daher im engeren Sinne nicht alles bodenständig, was *in den politischen Grenzen Deutschlands* vorkommt, sondern nur das, was aus einem bestimmten Landschaftsraum stammt und mit seiner regionalen Eigenart verbunden ist. Allerdings ist *in einem zweiten Schritt* die Verteidigung der regionalen Eigenart für Seifert *politisch* an die Verteidigung der völkischen Eigenart gebunden. Daher schreibt er in einem von seinen Kritikern angeführten Zitat: »Mit voller Absicht habe ich den Begriff ›Bodenständigkeit‹ in die Gartenkunst eingeführt; es kam mir darauf an, in den Kampf, der zwischen ›Bodenständigkeit‹ und ›Überstaatlichkeit‹ in unseren Tagen auf allen Lebensgebieten entbrannt ist, auch die Gartenkunst einzubeziehen und für diese deutlich Farbe zu bekennen.« (Seifert 1930 zit. n. Gröning und Wolschke-Bulmahn 1987, 148–149) Seiferts Ziel ist – auf die Landschaftsgestaltung bezogen – die Erhaltung des völkischen Erbes im nationalsozialistischen Kampf gegen die vermeintlich uniforme Weltgesellschaft. In letzter Konsequenz bedeutet dies, obwohl die angeführten Zitate dies nicht direkt belegen, Rassenhygiene, weil die Rasse als die biologische Instanz angesehen wird, mit der völkische Eigenart und Kulturfähigkeit im Kern weitergegeben, d. h. vererbt wird (vgl. dazu ausführlich Körner 2001b, Kap. 2.3). Seifert verwirft damit – bezogene auf die Landschaft als Symbol eines Ganzen – die Idee, das Eigene durch das Fremde befruchten zu lassen. Für den Garten sieht er das hingegen anders, weil dieser ein kulturell anders definierter Ort ist.

Für Gröning und Wolschke-Bulmahn ist seine Haltung aber nicht nur Ausdruck des Versuchs, eine »rassereine« Landespflege« (Gröning und Wolschke-Bulmahn 1987, 145) durchzusetzen, die die Artenarmut der mitteleuropäischen Vegetation schicksalsergeben akzeptiert habe, sondern auch eine besondere Form von Geistlosigkeit:

»Aktive Naturaneignung, die auf anderen Gebieten ganz selbstverständlich praktiziert wurde, sollte auf dem Gebiet der Landschaftsgestaltung verhindert werden. Nicht breites Interesse an der ausländischen [...] Baumwelt sollte gefördert werden, sondern Gedankenarmut sollte auch noch in landschaftlicher Armut zum Ausdruck gebracht werden. An das, was der ›Reichslandschaftsanwalt‹ aufgrund willkürlicher Setzungen für natürlich hielt, sollte man sich ›schicksalhaft‹ anpassen.« (Ebd., 149)

Allerdings kann, wie wir gesehen haben, von Gedankenarmut und – bei allem intuitiven Gehalt des Urteils über Standortangemessenheit – von rein willkürli-

cher Setzung keine Rede sein, denn diese Position ist Ausdruck einer Verwissenschaftlichung der Pflanzenverwendung auf Basis der Pflanzensoziologie und der Verallgemeinerung von praktischem Erfahrungswissen, somit also eines Ringens um die Formulierung allgemeiner Gesetzmäßigkeiten. Diese Rolle der Pflanzensoziologie können nicht einmal Gröning und Wolschke-Bulmahn bestreiten. So bleibt ihnen letztlich nur noch anzumerken: »Auch darin zeigt sich ein elitäres Planungsverständnis, daß pflanzensoziologische Kenntnisse, Kenntnisse also, über die nur ein winziger Prozentsatz der Bevölkerung verfügte, zum allgemeingültigen ästhetischen Maßstab erhoben wurden.« (Ebd., 148) Jedoch ist erstens die Pflege der Eigenart nicht nur bei Seifert nicht rein ästhetisch motiviert und zweitens dürfte man dieser Logik nach überhaupt keine Wissenschaft mehr betreiben und nutzbar machen, denn jede ist i.d.R. nur einem kleinen Kreis zugänglich und entsprechend ›elitär‹. Das gilt dann auch für die Theorie der Freiraumplanung von Gröning und Wolschke-Bulmahn, deren Tiefgang allerdings weit hinter den ihrer weltanschaulichen Gegner zurückfällt. Dagegen entstand auf Basis der Verwissenschaftlichung mittels Pflanzensoziologie und Verallgemeinerung von praktischen Erfahrungen der bekannteste und auch international hoch geschätzte Ansatz der Pflanzenverwendung, nämlich der nach Lebensbereichen. Dieser Ansatz führte den Grundgedanken von Seifert fort und erarbeitete für verschiedene Gartenstandorte Listen brauchbarer Pflanzen, die den Laien an die Hand gegeben werden sollten. Er wird im folgenden Kapitel behandelt werden.

Da diese Listen die standortbezogene Nutzbarkeit von Pflanzen abbilden sollten, war das Thema der Ausgestaltung von Eigenart immer auch mit dem des Pflegeaufwandes bei der Erhaltung von Pflanzungen verbunden. Denn obwohl Gärtner immer Standorte verändern, haben sie gleichzeitig auch ein Interesse, ihren Aufwand zu minimieren. Hinzu kommt, dass mit der Moderne Funktionalität als Reduktion auf das Wesentliche verstanden wird. Bei der Verbindung von Arbeit mindernder Funktionalität und Herausarbeitung des wesentlichen Charakters eines Raumes (Eigenart) konnte man zwar auch auf das alte landesverschönernde Ideal von Schönheit und Zweckmäßigkeit aufbauen, man war aber davon überzeugt, am Anfang eines neuen Gartenzeitalters zu stehen, das mehr Zeit lässt für andere, ›höhere‹ Interessen.⁹ Foerster war daher der erste Gartengestalter, der sich systematisch Gedanken über den Aufwand der Gartenarbeit machte.

»Für Foerster war der Garten nicht Beiwerk, sondern Teil des Lebens. Er wollte die mechanische Gartenarbeit reduzieren, um mehr sinnvolle und Kräfte aufbauende Tätigkeit zu ermöglichen. Auch Menschen mit geringen finanziellen Mitteln, mit

9 Buchtitel wie »Gartengestaltung der Neuzeit« (Lange), »Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts« (Migge) und »Im Zeitalter des Lebendigen« (Seifert) drücken dies aus.

wenig Zeit und Gartenwissen und von ›zarteren‹ Körperkräften sollte der Garten zugänglich gemacht werden.« (Mehlis 2012, 66; vgl. auch Foerster 1934, 282–283).

Foerster tritt deshalb nicht nur dafür ein, Bäume, Sträucher und Stauden in ausreichendem Abstand zu pflanzen, um Schnittmaßnahmen zu vermeiden, sondern er empfiehlt auch pflegeleichte Pflanzen, die er in seiner typischen Diktion als »Ordnungshelden« und »Dauersieger« bezeichnete. Die Arbeit der Pflanzenzüchter bestand demnach nicht nur darin, das besondere Wesen einer Pflanze zu erfassen und durch seine Auslese zum Ausdruck zu bringen, sondern auch darin, ihnen »Ordnungsfehler«, wie etwa mangelnde Standsicherheit, abzugewöhnen. Sehr wichtig war es ihm darüber hinaus, die Wuchsdynamik der Pflanzen zu beachten und bei der Gestaltung dafür zu sorgen, dass sich die Pflanzenkombinationen entwicklungs-dynamisch im Gleichgewicht halten (vgl. Foerster 1924, 189; dazu Mehlis 2012, 66). Insbesondere waren ihm auch Gruppierungen wichtig, bei denen eine Pflanze zeitweilige ästhetische Schwächen der anderen optisch ausgleichen konnte, wie die Kombination von *Iris germanica* mit *Iris sibirica*, um die gelben Blattspitzen von *Iris germanica* nach der Blüte, die sonst immer abgeschnitten wurden, zu kaschieren (vgl. Foerster 1934, 306). Ebenso wies Foerster schon auf ein Motiv hin, das in der heutigen naturalistischen Staudenverwendung besonders hervorgehoben wird, nämlich auf den Winteraspekt. Verblühtes sollte nicht sofort abgeschnitten werden, sondern ihm konnten noch interessante Strukturen abgewonnen werden, die sich bis in den Winter halten:

Manchmal kann sogar wochenlang nach dem Verblühen das Zusammenwirken der erloschenen, in Frucht stehenden oder schon fruchtlos gewordenen Blütenstände von eigentümlich morbiden Reize sein. In dieser Art fiel mir wochenlang eine kleine Gruppe völlig verblühter Blauschleier neben Zwerggoldruten, Sommersteinrich, Heidegünsel und *Santoline chamaecyparissus* auf. (Ebd.)

Wenn also in der aktuellen naturalistischen Pflanzenverwendung auch das Verblühte besonders interessant ist, dann ist das nicht wirklich neu, sondern geht auf diesen Ursprung zurück.

Eine Schlüsselstellung in Sachen Pflegeerleichterung nahm auch für Foerster die standortgerechte Verwendung der Pflanzen ein. Er trat ferner für kleinere Kunstgriffe, wie Wurzelsperren, ein, um das Unterpflanzen, etwa von Sträuchern, zu erleichtern. Auch die von der Kasseler Schule später verurteilte Verwendung von Bodendeckern zur Begrünung freier Flächen wurde empfohlen, damit sie nicht von ›Unkraut‹ befallen werden. Dies sei ein Motiv, das schon bei Robinson zu finden sei, der etwas früher als Lange, Ende des 19. Jahrhunderts, die britische Idee des Naturgartens entwickelt hatte (vgl. Wimmer 1989, 327; Mehlis 2012, 67–68). Dennoch würde man aber heutzutage die Foersterschen Pflanzungen wie die Langes

als noch recht pflegeintensiv bezeichnen, denn sie haben – um eine Kategorie des nun folgenden Ansatzes zu verwenden – eher Beetstaudencharakter. Und auch die Bodendeckerpflanzungen, die in den 1980er Jahren stark in Mode kamen, waren arbeitsintensiver als propagiert und ästhetisch monoton, so dass sie wesentlich zum Entstehen der Kasseler Schule und vor allem der naturschutzorientierten Naturgartenbewegung beitrugen. Foersters Arbeit hat aber, wie die Seiferts, wegen der Bedeutung der standortgerechten Verwendung von Pflanzen, vermittelt über den so genannten Bornimer Kreis, nicht nur Mattern, sondern auch maßgeblich die nun zu behandelnde Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen beeinflusst.

8.1.2 Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen

Der erste Sichtungsgarten, der von Foerster angelegt wurde, befand sich auf der Potsdamer Freundschaftsinsel. Hansen etablierte nach dem Zweiten Weltkrieg in Freising nicht nur einen weiteren entsprechenden Garten, sondern entwickelte eine eigene Theorie der Pflanzenverwendung. Diese schlug sich in dem mehrmals aufgelegten Buch »Die Stauden und ihre Lebensbereiche« nieder und beschäftigte sich hauptsächlich mit den dauerhaften krautigen Pflanzen, eben den Stauden. Auch Hansen ist von Tüxen beeinflusst, bei dem er während des Krieges in der Arbeitsstelle für theoretische und angewandte Pflanzensoziologie in Hannover gearbeitet hat (vgl. Müssel 1992, 4; vgl. Stehr 2011, 18). Das betrifft vor allem seine Arbeitsweise und Methodik (vgl. Körner et al. 2016). Das Wissen um die Relevanz der Standortbedingungen, deren Ausdruck nach Tüxen die sich von selbst einstellende Vegetation ist (vgl. z. B. Tüxen 1935c, 57–58), war für Hansen ebenso Handwerkszeug, wie die Kenntnisse der Lebensformen und Geselligkeitsstufen von Pflanzen, wie sie von Tüxen aus den Lehren Braun-Blanquets übernommen worden waren (vgl. Braun-Blanquet 1964, 41; Körner et al. 2016). Hansen machte sich dies insbesondere bei der Gestaltung mit Stauden zunutze und brachte die Prinzipien der bodenständigen Pflanzenverwendung in ihre bis heute gültige Form (vgl. Hansen und Stahl 1984, 67).

Zentral für sein Konzept der Lebensbereiche ist das Wissen um die grundsätzlichen Unterschiede der Standortbedingungen als Basis des optimalen Gedeihens von Pflanzen. Stauden »miteinander am rechten Platz im Garten zur Entwicklung und auf die Dauer zur Entfaltung zu bringen, ist nur dann möglich, wenn man auch ihre Standort- und Umweltsprüche, die in den Pflanzgemeinschaften ihren Ausdruck gefunden haben, berücksichtigt.« (Ebd., 5) Da er sich ausschließlich mit der Gartenvegetation beschäftigt, lehnt er fremde Pflanzen nicht generell ab. Auch geht es ihm nicht darum, die Einengung der Pflanzenverwendung durch strikte Orientierung an natürlichen Vorbildern voranzutreiben, obwohl man durchaus von ihnen lernen kann. Vielmehr hat Hansen gegenüber der in den 1980er Jahren ebenfalls aufkommenden ökologisierten Naturgartenbewegung immer darauf bestanden, dass der Garten ein gestalteter, kultureller Ort sei, in dem (Zier-)Pflanzen so eingesetzt

werden sollten, dass sie entsprechend ihrer ökologischen Ansprüche einen »Lebens- und Überlebensraum« finden könnten. Damit sollten nicht nur ästhetisch befriedigende, d.h. natürlich wirkende Pflanzenkombinationen erzielt, sondern auch Pflegeaufwand minimiert werden. Das durch die PNV angezeigte Standortpotenzial sollte also dafür genutzt werden »verkrampfte Putzerei« zu vermeiden und das »Erspüren unzureichender, arbeitsaufwändiger Pflanzungen, falsch gesetzter Pflanzen und die damit verbundenen Eingriffe und Verbesserungen« (Hansen und Stahl 1984, 14) zu ermöglichen.¹⁰ Das Ideal angepasster Pflege durch weitgehende Selbstregulation der Natur stellt sich für ihn mit der Zeit im so genannten *reifen Garten* ein:

»In öffentlichen Anlagen bedeutet Pflege dagegen vor allem Schutz der lebendigen Bodendecke, sei es ein Parkgehölz oder eine Blumenwiese, sinnvolle Beihilfe zum vieldiskutierten Schutz bedrohter Landschaft. Im Garten geht es um ein Leben auf Dauer, und das heißt »Wachsenlassen«, Entwicklung, Entfaltung, Versamung und Ausbreitung, also um Erlebnisse mit Pflanzen in einem naturnahen Garten.« (Ebd.)

Letztlich ist also das Ziel, nicht allein den Unterhaltungsaufwand zu minimieren, sondern auch das Erleben natürlicher Dynamik möglich zu machen. Der »reife Garten« ist dann das Optimalstadium¹¹ unter Kulturbedingungen, quasi die PNV im Garten.

Wie schon bei Lange wird das Verhältnis von architektonischem Garten und »Wildgartenkunst« (ebd., 15) thematisiert, um im Gegensatz zu Migge daraus zu schließen, dass »unsere Zeit Gärten und Anlagen mit nicht an das Beet gebundenen Stauden, sondern mit Pflanzungen als Träger einer lebendigen Bodendecke, die sich weitgehend selbst zu regulieren vermögen« (Hansen und Stahl, 1984, 16), erfordert. Diese Form der »Wildgartenkunst« wird aber mit einer Kritik an der zeitgleich aufkommenden ökologisierten Form der Naturgartenbewegung verbunden:

»Statt nun die Gegensätze zwischen Natur und Kunst zu überwinden (wie auch seinerzeit in dem frühen, gestalterisch orientierten Naturgartenansatz Langes; Anm. d. Verf.), setzen sich die Befürworter des reinen Naturgartens für eine natürliche Wiederbesiedelung des Bodens ein. Unter unseren Klima- und Bodenverhältnissen stellen sich ja Stauden spontan ein, d.h. ohne große Nachhilfe des

10 In der Kasseler Schule ist die Spontanvegetation der entsprechende Indikator.

11 Tüxen unterscheidet drei Phasen des Auf- und Abbaus von Pflanzengesellschaften: Initialphase (Besiedelung eines Standortes oder neue Stufe der Sukzession), Optimalphase (das Stadium, in dem die Pflanzengesellschaft vollständig ausgebildet ist und die Standortbedingungen, z.B. durch Arbeit, aufrecht erhalten bleiben) sowie Degradationsphase (Abbau der Pflanzengesellschaft durch Veränderungen der Standortbedingungen, z.B. Aussetzen der Pflege eines Rasens); vgl. Tüxen und Lohmeyer (1962).

Menschen auf jedem Pflanzplatz, auch dort, wo die Bodendecke zerstört ist. Die Besiedelung vor allem roher Böden kann so bestürzend schön und eindrucksvoll sein – man denke nur an die Klatschmohnfelder und Königskerzenhänge oder an den Fingerhut auf Waldblößen –, daß es nicht verwundert, wenn heute Stimmen laut werden, man möge die Wiederbesiedelung des Bodens in unseren Anlagen der Natur überlassen. Es wird jedoch weniger bedacht, daß diese auffällige Flora rasch verschwindet, um dann unansehnlichen Gras- und Krautstadien Platz zu machen.« (Ebd., 16)

Das könnte man auch für die heute populären so genannten Blumenwiesenmischungen sagen, die häufig keine sind, weil sie aus möglichst bunten einjährigen Arten bestehen und schnell wieder verschwinden, wenn nicht ständig der Boden umgebrochen und nachgesät wird (vgl. Bellin-Harder 2021). Die ökologisierte Variante der Naturgartenbewegung der 1980er Jahre war aus dieser Perspektive letztlich eine vereinfachte Übertragung des Tüxenschen Rigorismus auf den Garten, die nicht einmal Seifert in Erwägung gezogen hatte: Natürliche Entwicklung bzw. naturnahes Gärtnern bedeutet dann Ausschluss fremder Pflanzen. Über die Pflege machte man sich wenig Gedanken, weil der Garten verwildern sollte, und wenn dann unansehnliche Krautstadien wie Brennesselfluren kamen, war das auch gut (vgl. Le Roy 1978, 140, 199).¹² Denn wichtig war nun vor allem, dass die Tiere an den einheimischen Pflanzen etwas zu fressen hatten, wobei man zugleich annahm, dass die Exoten – die eigentlichen Objekte der bodenständigen Gartenkunst – »sterik« seien, weil sie nicht in die evolutionär ausgebildete lokalen Nahrungsketten eingebunden seien. So gesehen wurde von Teilen – keineswegs aber von allen Vertretern – der *naturschutzorientierten »modernen« Form der Gartengestaltung* ein »Rassismus« gegenüber unliebsamen Fremdlingen praktiziert und *nicht* etwa von den nationalsozialistischen. Gärten wurden zu einer Art Naturschutzgebiet im Siedlungsraum, doch war fraglich, wie »ökologisch« sie tatsächlich waren, denn es wurden beispielsweise ungehemmt Plastikfolien zum Teichbau eingesetzt.

Hansen plädierte hingegen für eine differenziertere Sicht, derzufolge »der Mensch« »in das Wirkungsgefüge von Leben und Umwelt [...] unlöslich verflochten« ist. »Seine Mentalität prägt den Garten. Ohne ihn wird dieser Lebensraum (Biotop) zur Wildnis ohne Raumgefüge. Der Mensch kann und will nur in Räumen leben. Auch das Tierleben ist in räumlich gegliederten Gärten reicher als in einem einzigen Wildgestrüpp.« (Hansen und Stahl, 1984, 44) Allerdings kann auch die »ökologische« Gartenform Ausdruck einer »Mentalität« sein und einen eigenen Gartenstil prägen. Wenn er sie kritisiert, will Hansen nicht per se gegen Naturschutz argumentieren, im Gegenteil. Was er sagen will, ist, dass die Menschen die Natur schon immer durch ihre *Nutzungen* geformt haben. Er plädiert also gegen

12 Vgl. zur Kulturgeschichte der Brennessel Fischer (2017).

das engere Naturschutzverständnis, das sich in der ›ökologisch‹ orientierten Naturgartenbewegung äußert, und tritt für mehr Gestaltung ein, statt wie z.B. Le Roy die Gärten einfach verwildern zu lassen. Was für diesen vor dem Hintergrund eines engeren Naturschutzverständnisses die ideale Natur ist, nämlich Wildnis, ist für Hansen zumindest im Garten ein Gräuel, weil die Kultur und damit der menschliche Gestaltungsanspruch verloren gehen. Doch beansprucht auch Hansen im Sinne der Natur zu handeln, indem räumliche Strukturvielfalt als Grundlage von Artenvielfalt hergestellt wird.

Da für ihn Kultur und Natur zusammengeführt werden sollen, hat Pflanzen und damit Gestalten zum einen den Sinn, ästhetisch unattraktive Stadien der Vegetationsentwicklung zu vermeiden. Zum anderen soll Zeit gespart werden, weil es im Naturgarten viele Jahre dauert, bis sich z.B. eine blumenreiche Bodendecke von selbst einstellt, wenn überhaupt (vgl. ebd. 16). Denn der Boden muss u.U. kontinuierlich abgemagert werden, oder die entsprechenden Arten kommen in der näheren Umgebung nicht vor bzw. werden durch ihre Verbreitungsmechanismen an einer schnellen Expansion gehindert, weil sie z.B. schwere und nicht flugfähige Samen haben. Kultur und Natur gehören für Hansen daher zusammen, sodass die räumliche Gliederung des Gartens dem Menschen sowohl ein bewohnbares Raumgefüge bietet als auch Artenvielfalt ermöglicht, deren Erleben als Ausdruck des ›Lebendigen‹ auch für Hansen der wahre Inhalt des Gartens ist (vgl. ebd., 44–45).

8.1.2.1 Pflanzgemeinschaften

Im Gegensatz zu Foerster und Seifert nennt Hansen ausschließlich die autochthonen Pflanzen »bodenständig« (ebd., 48), so dass er in diesem Punkt Tüxen gleicht. Das hindert ihn aber nicht daran, fremde zu nutzen. Unterschieden werden Wuchsformen und das potentielle Alter von Stauden in Abhängigkeit vom Standort, um dann auf den Einfluss des Standortes genauer einzugehen. »Standort« definiert er folgendermaßen: »Wir verstehen unter ›Standort‹ die Summe aller auf das Gedeihen von Pflanzen wirkenden Umwelteinflüsse, wie Bodenart und Bodenstruktur, Wasser- und Nährstoffhaushalt, allgemeines Gebiets- und örtliches Kleinklima, Licht und Schatten sowie Lage und Neigung, die am Pflanzplatz gegeben sind.« (Ebd., 42)¹³ Daraus ergibt sich eine Präzisierung von Bodenständigkeit: »Die heimischen

13 Tüxen wiederholt in zahlreichen Texten, dass die Vegetation integraler Ausdruck aller Standortbedingungen sei, sodass die Pflanzensoziologie eine synthetische, also das Wissen über die verschiedenen Standortbedingungen zusammenführende Wissenschaft sei: »Die Pflanzensoziologie geht als *synthetische* Wissenschaft nicht von der *Einzel*pflanze und dem ökologischen *Einzel*faktor aus. Sie stellt vielmehr die *Gesellschaft*, die *soziologische* Einheit in ihrer *synökologischen* Bedingtheit durch alle Umweltverhältnisse, die bisher vielfach nur beobachtbar und nicht meßbar, z.T. überhaupt nicht beachtet wurden, in den Mittelpunkt ihrer Arbeit.« (Tüxen 1935c, 5)

Arten sind dort, wo sie bodenständig sind, vielfältig verankert und darum in rechter Vergemeinschaftung mit ökologisch verwandten Arten dauerhafter als fremde Arten.« (Hansen und Stahl 1984, 43) Die heimischen Arten sind also für ihn *an ihrem Naturstandort* bodenständig und kommen in bestimmten Pflanzengesellschaften vor. Diese können als Anregung für das Gärtnern dienen, sind aber keinesfalls zu kopieren, weil der Garten keine reine Natur ist. Wenn also die Erkenntnisse der Vegetationskunde genutzt werden sollen, heißt das, dass analog zu den natürlichen Vorbildern künstliche Pflanzenkombinationen für künstliche Standorte gefunden werden müssen.

Das bezieht sich aber nur auf einen Gartentyp: Denn grundsätzlich unterscheidet Hansen zwei Typen von Gärten: den *dekorativen*, vornehmlich gebauten und bepflanzten Garten, also den eher architektonischen Garten, und den *pflegeextensiven*, sorgfältig gewarteten Garten mit naturnahen Bereichen, wo nicht nur gepflanzt wird, sondern wo sich die Stauden auch selbst versamen können, um sich in Richtung reifer Garten zu entwickeln. Im dekorativen Garten wird die natürliche Dynamik durch ständige Eingriffe unterbunden, im naturnahen dagegen geachtet und gefördert. Im dekorativen Garten bezieht man sich immer auf das architektonisch formale, gepflegte Beet, im naturnahen erhält man, wenn sich die Pflanzen frei in den entsprechenden Lebensbereichen entwickeln dürfen, Lebensgemeinschaften, in denen nicht die einzelne Art im Vordergrund steht, sondern die Einheit aus verschiedenen, an den Standort und aneinander angepasster Arten. Derartige Einheiten nennt Hansen »Pflanzgemeinschaften« (Hansen und Stahl 1984, 53; Hervorheb. d. Verf.) in Abgrenzung zu den »Pflanzengesellschaften« der Pflanzensoziologen (ebd., 55; Hervorheb. d. Verf.) um zu signalisieren, dass die Pflanzgemeinschaften zwar naturnah, aber nicht natürlich sind. Sie kommen nach Hansen vor allem in den schon angesprochenen reifen Gärten mit Baum- und Gehölzbestand zur Geltung, wo die natürlichen Standortbedingungen stärker wirken. Die Verwendung fremder Arten sieht er dagegen vor allem bei Neuanlagen als notwendig an (vgl. ebd.). Dass die Pflanzgemeinschaften nichts mit pflanzensoziologischen Pflanzengesellschaften zu tun haben, folgt nach Hansen vor allem auch daraus, dass die Pflanzen in der Natur oft an ganz anderen Wuchsorten als im Garten gedeihen, weil im Garten die Konkurrenzbeziehungen durch pflegende Eingriffe verändert werden (vgl. ebd.).¹⁴ Daher handelt es sich bei den Pflanzgemeinschaften um künstliche Kombinationen, die sich aber meist an Naturvorbildern orientieren.

14 Von Tüxen und auch Braun-Blanquet wurde der eher »liberale« Begriff *Pflanzengesellschaft* gegenüber dem zur gleichen Zeit verwendeten und harmonischer wirkenden Begriff *Pflanzengemeinschaft* bevorzugt, um den Aspekt des Konkurrenzkampfes der Pflanzen untereinander hervorzuheben (vgl. Braun-Blanquet 1964, 7).

Wie die Pflanzengesellschaften, die Ausdruck der Standortbedingungen sind, sind daher auch die Pflanzgemeinschaften Standorten zugeordnet. Dabei orientiert sich die Einteilung typischer Gartenstandorte, die Lebensbereiche, zwar überwiegend an natürlichen Vorbildern, beinhaltet aber auch künstliche Elemente. Als Lebensbereich werden jeweils verstanden:

- Gehölz
- Gehölzrand
- Freifläche
- Steinanlage
- Beet
- Wasserrand und Sumpfbzone
- Wasser (vgl. Hansen und Stahl 1984, 53).¹⁵

Gehölze sowie Gehölz- und Wasserränder kommen natürlich vor, ebenso wie Wasserflächen und Sümpfe. Steinanlagen imitieren als Steingärten entweder alpine Situationen oder sind Mauern. Beete hingegen sind gänzlich naturferne und intensiv zu pflegende Standorte und können allenfalls mit den offenen Böden verglichen werden, die nach Störungen entstehen. Die Lebensbereiche zeigen also eine deutliche Anlehnung an das Vorbild der Natur, ohne sie aber blind zu kopieren. Die Pflanzen sind dann je nach den Lebensbereichen zu verwenden, in denen sie gedeihen. Damit lassen sich Listen brauchbarer Pflanzen ableiten, wie sie schon von Foerster und Seifert gefordert wurden, sodass typische Pflanzenkombinationen für die einzelnen Gartenstandorte entstehen. Da Pflanzenverwendung auch das Schaffen von Räumen bedeutet, spielt für ihn ferner der *strukturelle Aufbau* der Pflanzungen eine entscheidende Rolle.

8.1.2.2 Die räumliche Struktur von Pflanzungen

Für Hansen besteht ein Garten aus unterschiedlichen Räumen, nicht nur, weil ›der Mensch‹ nur in Räumen leben könne und wolle, sondern auch, weil räumliche Vielfalt Artenvielfalt als Ausdruck des ›Lebendigen‹ bedinge. Die Notwendigkeit einer räumlichen Gliederung wendet er daher auch auf die einzelne Pflanzung an, indem er ein System aus *Solitär*-, *Leit*- und *Füllstauden* entwickelt. Neben den Gehölzen, die das raumbildende Gerüst einer Pflanzung darstellen, sind die Leitstauden das rhythmisch eingesetzte Rückgrat einer Staudenpflanzung, die das Gestaltungsthema vorgeben. Diesen Leitstauden können andere, weniger tragende Stauden zugeordnet werden, die so genannten zugeordneten Stauden, um dann die Zwischen-

15 Diese Lebensbereiche wurden in der Folge von anderen Autoren weiter ausdifferenziert. Dies ist jedoch für die grundsätzliche Logik der Pflanzenverwendung nach Hansen unerheblich und wird deshalb hier vernachlässigt.

räume mit flächig eingesetzten Füllstauden aufzufüllen. Herausragende Punkte in einer Gestaltung, etwa besondere architektonische Elemente, können durch einzeln eingesetzte charaktervolle Solitärstauden akzentuiert werden. Diese Einsatzmöglichkeiten der Stauden ergeben sich nicht nur aufgrund ihrer ästhetischen Erscheinung, sondern, neben ihrer Standorttypik, vor allem auch aufgrund ihrer Geselligkeitsstufe (von I-V), d.h. ihrer natürlichen Eigenschaft, einzeln oder in Gruppen unterschiedlicher Konzentration vorzukommen. Aus der jeweiligen Geselligkeitsstufe ergibt sich nicht nur, inwiefern eine Art solitär, in bestimmten Rhythmen oder flächig eingesetzt wird, sondern auch, wie viel Stück auf einen Quadratmeter gesetzt werden, um den jeweiligen Arten entsprechende Konkurrenzverhältnisse zu schaffen. Denn zu dicht gesetzte Leitstauden können sich nicht optimal entwickeln, sodass die Pflanzung weder pflegeextensiv und naturnah, noch alterungsfähig, also letztendlich nicht dauerhaft ist. So sehr dieses System der Geselligkeitsstufen durch die Pflanzensoziologie Braun-Blanquets beeinflusst ist, so sehr enthält es allerdings intuitive, künstlerische Elemente. Denn das geschmackliche Gespür entscheidet letztlich darüber, wie in einem gebauten Rahmen eine unverkrampfte, naturnah wirkende Rhythmisierung der Pflanzung vorgenommen wird. Sie bezieht sich dabei auf die räumlichen Abstände und die Anordnung der Pflanzen, beispielsweise auch darauf, wie einzelne Arten in einer Pflanzung mal in den Vordergrund treten und mal zurückweichen.

Die Theorie der Lebensbereiche bringt, auf den Garten angewandt, die Entwicklung der bodenständigen Pflanzenverwendung zu ihrem vorläufigen Höhepunkt. Sie ermöglicht Listen brauchbarer Pflanzen, die auf die einzelnen Lebensbereiche bezogen auch ästhetisch sinnvolle Pflanzenkombinationen ergeben. Doch ist dieser Ansatz nicht für den schematischen Einsatz geeignet, weil er ein hohes Maß an Erfahrung bei der Standortanalyse und bei der Begleitung von Verwilderungsprozessen auf dem Weg zum reifen Garten voraussetzt. Es entsteht das Paradox, dass im Erfolgsfall zwar nur noch wenig Pflegearbeit notwendig ist, dieser Garten jedoch vor allem in der Anfangsphase sorgfältig betreut werden muss, sodass man dafür nach Hansens eigener Aussage gelernte und speziell interessierte Fachkräfte, also teure Spezialisten, benötigt. Die an sich aufwändigeren Beete können hingegen auch von ungelerten Kräften unterhalten werden, weil man bei ihrer Pflege schematischer vorgehen kann und keine Eigendynamik zulässt (vgl. ebd., 51). Daher haben sich auch im funktionalistischen Garten Flächenbepflanzungen aus wenigen Arten durchgesetzt. Da heute, vor allem auch im öffentlichen Raum, überwiegend gering qualifizierte Pflegekräfte zum Einsatz kommen und mittlerweile selbst gelernte Kräfte nur noch über wenig Pflanzenkenntnisse verfügen, gilt die Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen, so schlüssig und ausdifferenziert sie ist, als zu kompliziert für eine breite Anwendung. Dennoch kommt z.B. Kühn (2013) immer wieder auf sie als Vorbild zu sprechen. Auch arrivierte Staudengärtnereien verwenden ihre Kategorien in ihren Staudenkatalogen, um ihren Kunden nachvollziehbar

zu machen, zu welchem Gartenstandort eine Pflanze passt. Letzten Endes handelt es sich aber bei der Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen um ein selten verwirklichtes Ideal.

8.2 Naturschutz im Garten

Die ›ökologisch‹ orientierte Naturgartenidee der 1980er Jahre

Hansens Gegner war die naturschutzorientierte ›ökologische‹ Naturgartenbewegung, die ab den 1980er Jahren aufkam. Diese hat sicherlich die neuere Idee des naturnahen Gärtnerns nachhaltig geprägt und dabei als Resultat der Übertragung des Gedankenguts des Arten- und Biotopschutzes auf den Garten mit ihren gestalterisch orientierten historischen Vorläufern gebrochen. Da die damit dominant werdende naturalistische Perspektive des enger gefassten Naturschutzes mit einer weitgehenden kulturellen Bewusstlosigkeit einhergeht, wird dieser Bruch von ihren Vertretern selbst gar nicht wahrgenommen. Sie kennen diese Tradition i.d.R. gar nicht mehr und entsprechend wird z.B. auch keine Auseinandersetzung mit den älteren gestaltungsorientierten Formen der Naturgärtnerei bei Lange und der bodenständigen Gartenkultur und damit auch nicht mit der Theorie der Lebensbereiche als Anwendung pflanzensoziologischen Wissens im Garten geführt. Theoretische Erörterungen sind ohnehin nicht Sache dieser ›ökologisch‹ motivierten Ausprägung der Naturgartenbewegung, denn angesichts der Umweltkrise, die aktuell mit dem Artenschwund eine neue Dimension erreicht hat und zu einem Revival ihres Ansatzes führt, geht es ihr um schnelles und effektives Handeln. Dieses soll durch einfache Botschaften gefördert werden, damit letztlich jeder mitmachen kann.

Doch bleibt diese stark naturschutzorientierte Ausrichtung nicht ohne Gegenreaktion: Als Kritik an der Gestaltungsabstinenz entsteht ab den 1990er Jahren sowohl die so genannte *naturalistische Pflanzenverwendung* als auch ab den 2010er Jahren ein Designansatz, der den urbanen Artenschutz, vor allem bezogen auf Tiere, zum Ziel hat. ›Naturalistisch‹ bedeutet im ersten Fall explizit *keine* ökologische Ausrichtung im Sinne des Arten- und Biotopschutzes, sondern im Gegenteil die Anlage von Pflanzungen zwar nach dem Vorbild von Naturszenarien, wie etwa von bunten Wiesen, dies aber weitgehend im Sinne der Erstellung eines künstlerischen Werks. Dabei werden überwiegend Zierarten fremder Herkunft und ihre gärtnerischen Sorten eingesetzt. ›Naturalismus‹ bezeichnet hier also allein eine Art visuelle Naturnähe. Im zweiten Fall grenzt sich das so genannte *Animal Aided Design* von der Naturgärtnerei dergestalt ab, dass es zwar einzelnen besonders attraktiven oder populären Wildtierarten die für ihre Existenz notwendigen Ressourcen zur Verfügung stellen aber unbedingt den Bau von ›Lebensräumen‹ oder ›Biotopen‹ vermeiden will. Denn

auch hier steht die ›Kunst‹ im Mittelpunkt, was eine Kopie von Naturvorbildern verbietet.

Exemplarisch für die Handlungsorientierung der Naturgartenidee der 1980er Jahre ist der Klappentext der seinerzeit wohl einflussreichsten Publikation von Urs Schwarz; er ist nach Kowarik (2003, 104) einer der dogmatischeren, d.h. fremde Arten auch im Garten strikt ablehnenden Vertreter des Naturgartens:

»Um sich mit der Idee des Autors anzufreunden, bedarf es nicht unbedingt eines Grundbesitzes, auch ein kleines Vorgärtchen von drei Quadratmetern Größe reicht schon aus. Der Autor zeigt anhand einfacher Beispiele und Fotografien von außergewöhnlicher Qualität, wie jedermann seinen Beitrag zum Umweltschutz leisten und Einsicht in das Wirken der einheimischen Natur gewinnen kann. Schwarz argumentiert vor allem gegen Monokultur (Bodendecker), Zierrasen und Bevorzugung ›exotischer Pflanzen‹ (Koniferen aus anderen Klimazonen). Diese Art von Gartengestaltung führe zur Verarmung, zum drastischen Rückgang der einheimischen Pflanzen- und in der Folge davon auch der Tierarten und zur Zerstörung des ökologischen Gleichgewichts.« (Schwarz 1980, Klappentext)

Derartige Forderungen werden auch heute wieder im Zuge des grassierenden Artenschwundes erhoben. Umweltschutz heißt hier aber nicht, dass vorrangig Ressourcenschutz betrieben würde. Vielmehr soll der Arten- und Biotopschutz vorzugsweise in Privatgärten vorangetrieben werden – wobei allerdings mit der Idee einer standortangepassten ›natürlicheren‹ Bepflanzung immer auch die eines grundsätzlich sparsameren Mitteleinsatzes bei der Herstellung und Pflege verbunden ist. Von diesem Grundsatz wird aber auch, wie wir sehen werden, abgewichen und trotz des eingeschränkten Wirkungskreises ein universeller Geltungsanspruch erhoben: Jeder soll ohne viel Wissen und ohne viel Platz seinen Beitrag zur Rettung der Welt leisten können, indem (Vor-)Gärten verwildern, heimische Gehölze gepflanzt und ›Exoten‹ verbannt werden. Durch die Schaffung verschiedener Biotope soll der Garten zu einem Refugium für bedrohte Arten werden, um so das ›ökologische Gleichgewicht‹ und damit letztlich uns alle zu retten.

Die Titel der einschlägigen Bücher sprechen Bände. So nannte etwa Reinhard Witt, ein heute noch sehr aktiver Vertreter dieser Ausrichtung des Naturgärtnerns, ein Handbuch mit dem Titel »Natueroase Wildgarten – Überlebensraum für unsere Pflanzen und Tiere«. Dieser Titel zeigt deutlich, wie sehr man in der Tradition des enger gefassten Naturschutzes und auch seines Wildnisideals steht, obwohl i.d.R. die traditionellen Biotope der Kulturlandschaft als Vorbilder für die Gartengestaltung dienen. Auch Witt (1993) hält sich mit theoretischen Erörterungen nicht lange auf, was der Untertitel »Planung, Praxis, Pflege« verdeutlicht. Er ist damit allerdings auch einer der wenigen Autoren, die bei allem Streben nach Verwilderung schon seinerzeit die anfallende Pflege der Vegetationsbestände mitdachte. Dies dürfte auch

der Grund dafür gewesen sein, dass er weiter ›im Geschäft blieb‹, als in den 1990er Jahren die erste Welle der ›ökologisch‹ motivierten Naturgartenbewegung allmählich wieder abflaute und sich dann nicht nur verstärkt jene gestalterisch orientierte naturalistische Pflanzenverwendung formierte, sondern auch wegen der angespannten öffentlichen Haushaltslage eine intensive Arbeit an pflegeleichten, gleichwohl aber ästhetisch anspruchsvollen und in ihrer Artenzusammensetzung häufig standardisierten Zierstaudenbeständen begann. Da für Witt der Artenschutz das Hauptziel des Gärtnerns ist, rechnet er vor, dass, in Quadratkilometern gemessen, die Fläche der privaten Grünflächen anderthalbmal größer sei als die Fläche der offiziellen Naturschutzgebiete, um zu belegen, dass die Handlungsperspektive des überwiegend auf Privatgärten bezogenen Naturgärtnerns gar nicht so beschränkt ist, wie es zunächst wirkt.¹⁶ Auch dieses Argument wiederholt sich in der aktuellen Debatte über den potentiellen Beitrag des privaten Gärtnerns zur Minderung des Artenschwundes, so etwa bei Berthold (2018, 237–249). Doch ist die Naturgartenbewegung bei näherem Hinsehen viel heterogener als man denkt, erreicht dabei aber nie wieder den theoretischen Differenzierungsgrad, wie er noch in der Debatte über die bodenständige Pflanzenverwendung vorgeherrscht hatte.

8.2.1 Deutliche Unklarheit: Was ist naturnahes Gärtnern?

So klar also zu sein scheint, was ein Naturgarten im Spannungsfeld von Gestaltung und freier Naturentwicklung ist, so sehr unterscheiden sich die einzelnen Ansätze und damit auch, was eigentlich unter ›naturnahem‹ Gärtnern zu verstehen ist. Dies gilt insbesondere im Hinblick auf die Herkunft der verwendeten Arten. Wie schon im Prozessschutz, wo die Frage war, ob man der Natur ihren freien Lauf lassen oder ob die Eigenart einer Landschaft gezielt mit der Aussetzung ehemals typischer Arten wiederhergestellt werden soll (vgl. Scherzinger 1995, 56),¹⁷ lässt sich auch hier ›Naturnähe‹ nicht exakt definieren. Das verwundert nicht, denn ob eine Landschaft ›intakt‹ ist oder ein Garten ›naturnah‹, ist eine Frage der kulturellen Interpretation vermeintlich reiner Naturzustände. Im Folgenden wird versucht, die Bandbreite der Naturgartenidee genauer zu fassen:

›Ökologisch‹ motivierter oder naturschutzorientierter Naturgarten Auch heutzutage ist die Naturgartenidee vor allem durch die Vorstellungen der 1980er Jahre geprägt. Im Naturgarten findet demnach vor allem Artenschutz statt, indem die ›heimische‹ Natur gefördert und gegen monotone Bodendeckerpflanzungen und Zierrasen sowie gegen ›exotische‹ Pflanzen vorgegangen wird. Insbesondere waren in den 1980er Jahren mit bis zu heute reichender Wirkung Koniferen verpönt, weil sie, wie auch

16 Vgl. Witt (1993, 18).

17 Dazu Kap. 4.2.2.2.

wintergrüne Cotoneasterarten, angeblich ›sterik‹ sind, sodass die ›heimischen‹ Tierarten nur wenig mit ihnen anfangen könnten. Das ist aber in dieser Pauschalität falsch, denn sie können durchaus Funktionen im Naturgarten übernehmen. Cotoneaster haben Beeren und besonders Koniferen können im Winter Vögeln geschützte Plätze bieten oder auch mit ihren Zapfen bestimmte Arten anziehen. Daher war die Aversion gegen immergrüne Gehölze eher Ausdruck einer Ablehnung scheinbar pflegeleichter steriler Gärten, in denen z.B. der Wechsel der Jahreszeiten schwächer erlebbar ist. Diese Gärten wirken also weniger ›sinnvoll‹, weil sie nicht vielfältig sind, vor allem auch dann, wenn die Immergrünen als ›Schmuckstücke‹ wahllos auf nicht minder monotonem Zierrasen stehen und damit keinerlei räumlichen Bezug zum konkreten Standort haben. Daher wurde mit der Ablehnung von Eintönigkeit keineswegs rein ästhetisch argumentiert, sondern letztlich der Sinnverlust in einer zunehmend homogenisierten Welt, der auch vor der Gartengestaltung nicht haltmacht, beklagt. Dieser macht aus Gärten nur noch bedeutungslose Restflächen rund ums Haus.

Zwar wird Naturgärtnern gewöhnlich mit der ausschließlichen Verwendung ›einheimischer‹ Pflanzen assoziiert, aber die jeweils gewünschte Artenvielfalt wird im Konkreten sehr unterschiedlich ausgelegt. Vielfalt kann nicht nur bedeuten, dass ein unterschiedliches Artenspektrum verwendbar, weil als ›heimisch‹ erscheint, sie kann auch als eine zu maximierende Vielzahl an Arten gedeutet werden. Das führt dann ebenfalls zu einem Verlust an regionaler Eigenart. So kann das Paradox entstehen, dass Naturgärtnern Naturschutz im Siedlungsraum fördern soll und dennoch zentralen Werten des Naturschutzes widersprechen kann. Dies ist insbesondere auch dann der Fall, wenn der Garten nach Witt als »Wildgarten« verstanden wird und im Zuge einer ›unkontrollierteren Entwicklung‹ Arten einwandern können, die sonst bekämpft werden. Doch zeigt sich gerade bei ihm, wie wir sehen werden, dass wie schon bei den Wildnisgebieten das Ideal von Wildheit mit einer starken Kontrolle von Naturzuständen verbunden wird, also von ›Wildheit‹ eigentlich keine Rede sein kann.

Das Naturgärtnern ist also heterogener als es zunächst erscheint und daher weist Kowarik auf eine Vielzahl von Ansätzen hin, die von einer Tolerierung freier Sukzession mit Arten unterschiedlichster Herkunft bis hin zu einer angewandten Landschaftsökologie mit künstlicher Variation von Standortbedingungen reichen. Ebenso erwähnt er die niederländischen Heemparks, in denen in den 1930er Jahren Elemente von Nieder- und Hochmooren verwendet und die damals auf dem Territorium der Niederlande vorhandenen Pflanzen gesammelt worden seien, sowie die englischen *ecological parks*. Diese seien meist mit künstlichen Gewässern versehen. Auch werden die deutschen urban-industriellen Parks auf alten Industriebrachen mit Ruderalvegetation erwähnt (vgl. Kowarik 2003, 103–104).¹⁸ All diese Ansätze

18 Identisch in der 2. Auflage (vgl. Kowarik 2010, 125–126).

werden von ihm unter dem Begriff »Biotopien« (ebd., 103) subsumiert, wobei er aber auch einige übersieht, die zwar ›naturnah‹ vorgehen, jedoch explizit *keine* ›Biotopie‹ herstellen wollen.

Kowarik wählt wohl deshalb den Begriff Biotopien, neben etwas befremdlichen Begriffen wie »Orangien«, also die Pflanzenwelt der Orangerien, »Arkadien«, »Arboretien« oder »Katalogien«, weil hier als »Gegenmodell zur katalogischen Einfalt« die Nähe zur Natur »häufig mit einheimischen Pflanzen und angereicherten ›Biotopen« gesucht werde (ebd.). Gerade aber die Industriebrachen sind durch einen maßgeblichen Anteil an ›fremden‹ Arten geprägt, während wiederum die Erzeugung künstlicher Standorte mit ihrem Artenspektrum, die in einer bestimmten Region gar nicht vorkommen, nicht viel mit der Pflege von Eigenart zu tun hat. Und für andere, wie Le Roy, ist nicht der Artenschutz, sondern die freie Sukzession das zentrale Ziel, um die natürliche Produktivität zu fördern, sodass auch für ihn die Frage, ob sich ›heimische‹ oder ›fremde‹ Arten ansiedeln, nachrangig ist. Der Garten verwandelt sich dann in der Tendenz in einen Dschungel mit Dominanzen bestimmter Arten, wie der Brennessel. Ein derartiger Dschungel muss bei den anderen Formen von Naturgärten durch Pflege verhindert werden, sollen die angelegten ›Biotopie‹ erhalten werden, sodass sich nicht die Frage stellt, was bei Naturgärten überhaupt ›wild‹ bedeutet, sondern auch die nach der kenntnisreich-subtilen Pflege ihrer Bestände. Diese war aus Nutzungsgründen in der traditionellen Kulturlandschaft gegeben, aus der die Vorbilder der verwendeten ›Biotopie‹ häufig stammen. Nun aber wird die Pflege zum notwendigen Übel. Andererseits kann man gerade den Industriebrachen einen nicht absichtsvoll angelegten Biotopcharakter zusprechen, weil sie eine typische Art von Natur ausgebildet haben, die Kowarik als »Natur der vierten Art« (Kowarik 1992 a und b) bezeichnet hat. Diese Natur hat also eine ganz eigene Eigenart mit einem eigenen Artenspektrum, das sich von der ländlichen Natur unterscheidet, muss aber dennoch langfristig ›gemannagete‹ werden. Angesichts der Heterogenität der Ansätze sieht Kowarik daher vor allem die »glatte Einfachheit« der Idee als gefährlich an, dass sich mit der ausschließlichen Verwendung ›heimischer‹ Arten alles zum Positiven wende, auch weil die »Parallelität mit entsprechenden Forderungen aus der Zeit des Nationalsozialismus« beunruhigend sei (Kowarik 2003, 105).

Gestalterisch orientierte Naturgartenidee und Bodenständigkeit | Damit spielt er auf das gängige Vorurteil an, die Pflanzenverwendung im Nationalsozialismus habe allein heimische Arten präferiert, sodass die Naturgartenidee der 1980er Jahre in ihrer Tradition stehe. Das ist jedoch insofern nicht richtig, als die Ablehnung ›exotischer‹ Arten weder kennzeichnend für die ›bodenständige‹ Pflanzenverwendung noch für das Naturgärtner in seiner ersten Phase bei Lange ist, auch wenn dieser die Eigenarten ›deutscher‹ Landschaften im Gartenformat visuell nachstellen und überhöhen wollte. Denn Lange setzte dazu physiognomisch passende ›fremde‹ Arten ebenso

ein, wie ›Exoten‹ von Seifert in Abgrenzung zur ›freien Landschaft‹ als charakteristisch für Gartensituationen angesehen wurden. Für beide war es im Übrigen selbstverständlich, dass eine ›naturnahe‹ Pflanzenverwendung gestalterisch fundiert sein muss.

Kennzeichnend für die Idee des ›bodenständigen‹ Gartens war vor allem aber auch, dass seine Funktionalität intensiv bedacht wurde und zwar nicht nur im Sinne von Nutzbarkeit und leichter Pflegebarkeit, sondern auch im Hinblick darauf, dass die Eigenart der jeweiligen Kulturstandorte getroffen und deshalb eine standortgerechte Pflanzenverwendung praktiziert wird. Da es sich um Gartenstandorte handelte, konnte hier, im Gegensatz zu Anlagen in der Landschaft, ein höheres Maß an individueller Liebhaberei walten. Die Bedeutung des Kriteriums Funktionalität führte aber dazu, dass erstmals der Gedanke formuliert wurde, Pflegerfahrungen systematisch zu erfassen, um auf Basis vegetationskundlicher Kenntnisse Listen bewährter Pflanzen zu erstellen. Damit wurden in den Grundzügen die Weichen für die Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen gestellt.

Naturgarten II Der Bruch der in den 1970er und 1980er Jahren formulierten ›ökologisch‹ motivierten Naturgartenidee mit der bisherigen Tradition der Gartengestaltung besteht, wie erwähnt, in der durch die Ökologisierung bedingten Ablehnung sowohl eines gartenkünstlerischen Gestaltungsanspruchs, als auch der herkömmlichen Pflegepraxen: Die Natur sollte in den meisten Fällen nicht mehr ›überhöht‹, sondern gerettet werden. Man jätete auch nicht mehr oder nur noch sehr selektiv, weil es nicht nur keine ›Unkräuter‹ mehr gab, sondern weil analog zur Wildnisidee die Natur auch im Garten wieder ›mehr Natur sein sollte‹. Wenn aber die Förderung von Verwilderung nicht das Hauptanliegen war, sondern die Gärten nach der Idealvorstellung von Kulturlandschaften als ›intakter Natur‹ im Kleinen mit Wiesen, Hecken (ausschließlich bestehend aus ›heimischen‹ Gehölzen), Trockenmauern und Feuchtbiotopen angelegt werden sollten, hätte eigentlich die Biotoppflege zur längerfristigen Erhaltung dieser Gärten auf der Tagesordnung stehen müssen. Das war aber nicht so, denn da entsprechend des ökologischen Naturalismus‹ des enger gefassten Naturschutzes als Artenschutz¹⁹ der Garten als ›reine‹ Natur angesehen wurde und deshalb ein »Wildgarten« sein sollte, geriet auch hier die Pflege, die sich in der Kulturlandschaft aus der bäuerlichen Nutzung ergeben hatte, aus dem Blickfeld. Diese Entwicklung wurde dadurch verstärkt, dass der Naturgarten überwiegend als eine *Variante des unproduktiven Ziergartens* angesehen wurde und wird, in dem weder Gemüse noch Obst produziert werden. Schnell zeigte sich aber, dass besonders auch künstlich nachgebaute Biotope eine Unterhaltung benötigen, die, wenn ihre Nutzung entfällt, durch gärtnerische Arbeit ersetzt werden muss. Dies

19 Dieser ist hier vom *gestalterischen* Naturalismus der naturalistischen Pflanzenverwendung zu unterscheiden.

betraff insbesondere den Gartenteich, das zentrale Symbol dieser Form von Gartenbewegung.²⁰ Wuchernde Algen und brackisches Wasser waren notorisch, sodass die Teiche häufig schnell wieder abgeschafft wurden. Hecken werden zudem breit und wachsen zu Baumstreifen aus, wenn man sie nicht verjüngt, Trockenmauern stürzen ein, wenn sie nicht geflickt werden, und Wiesen benötigen zu ihrer Erhaltung und Stabilisierung ihres speziellen Artenspektrums einen zweischürigen Schnittrhythmus, sonst sind es keine Wiesen, sondern Ruderalfluren.

Damit stellt sich auch im Naturgarten bis heute das aus der Landschaftspflege sattsam bekannte Problem, dass jene Nutzungen, die die wertvollen Biotope der Kulturlandschaft ursprünglich hervorbracht haben (Ackerbau, Fischzucht, Viehhaltung, Holznutzung usw.) i.d.R. nur notdürftig durch Pflege simuliert werden können, wenn sie entfallen. Dieses Problem hatte u.a. zur Konjunktur der Wildnisidee geführt, weil man in den Naturschutzgebieten nicht mehr länger gegen die Natur ankämpfen wollte. Im Garten wie auch in der Landschaft ist die anfallende Biomasse dann nur noch nutzloser Abfall, den man möglichst vermeiden will, wenn man weder Futter noch Nahrung produziert. Ändern sich zudem die Pflegezyklen, weil man letztlich andere ›Produktionsziele‹ hat, also z.B. eine lange bunte Wiesenblüte statt eiweißreiches Futter erzielen will, dann wandelt sich sofort auch die Artensammensetzung. Spart man dann noch den zweiten Schnitt ein, ist die Entwicklung in Richtung einer ruderalisierten Hochstaudenflur, die langfristig verbuscht, unabwendbar, wenn keine Zusatzmaßnahmen ergriffen werden. Entsprechende Erfahrung machte man denn auch in den Naturgärten der 1980er Jahre: Es setzten sich häufig irgendwelche unansehnliche ruderale Entwicklungsstadien durch, sodass mitunter schon Zweifel aufkommen konnten, ob es sich noch um Gärten handelte oder nur noch um ›verwilderte‹ Abstandsflächen rund ums Haus. Als solche sind sie sicherlich noch besser für den Artenschutz als akribisch aufgeräumte Freiflächen oder gar Schottergärten. Doch boten diese ›Wildnisse‹ – nicht nur Ansatzpunkte für die Kritik am Naturgärtner, sondern wurden auch häufig wieder in einen leichter kontrollierbaren Zustand überführt, d.h. abgeräumt.

Gebrauchsfähige Freiräume Der ungeliebten Pflegeproblematik nahm sich eine Ausrichtung der Planung besonders an, nämlich die Kasseler Schule. Auch sie lehnte Gestaltung ab, jedoch nicht, weil sie den Naturalismus des Naturschutzes geteilt hätte, sondern weil sie im Grundsatz dem Spektrum der rationalen Planung zuzuordnen ist, der diese als ›irrational‹ und ›subjektiv‹ gilt. Diese Schule stellte sich zwar in Tradition der Nutzung der Kulturlandschaft, hätte sich aber keinesfalls als Teil der Naturgartenbewegung gesehen. Daher wurden nicht ›Biotope‹ nachgebaut,

20 Dieser Symbolwert leitet sich wahrscheinlich daraus ab, dass Teiche eine eigene feucht-üppige Welt mit einem ganz eigenen Artenrepertoire darstellen, die offensichtlich die Idee der Natur als abgeschlossener harmonisch geordneter Organismus verkörpern.

sondern kulturlandschaftliche Traditionen auf die Stadt übertragen. Das führte zu einer ganz eigenen Logik im Umgang mit urbanen Freiräume. Denn da diese nicht landwirtschaftlich, sondern eben ›städtisch‹ genutzt werden (Durchgehen, Lagern, Spielen, im weitesten Sinne Erholen), sollte sich die örtliche Vegetation als charakteristische urbane Spontanvegetation in Einklang mit diesen Nutzungen entwickeln. Gleichzeitig sollte offensiv die Produktion von Biomasse, die im urbanen Raum keinen Nutzen hat, minimiert werden. Die Natur sollte also keineswegs als ›Natur‹ einfach frei wachsen, sondern sich an die Standortverhältnisse als Summe natürlicher Faktoren und Nutzungsaktivitäten anpassen und entsprechend robust sein. Diese urbane Spontanvegetation (»Natur der vierten Art«) wurde von der Kasseler Schule entweder nur geduldet oder sogar ›künstlich‹ hergestellt, also angesät. Durch die Mitverwendung schön blühender Wildarten aus dem Kasseler Umland und robuster traditioneller Gartenpflanzen wurde dann signalisiert, dass die Vegetationsflächen nicht einfach nur verwildern und Brachen sind, die aus Naturschutzperspektive allein schon sinnvoll wären. Vielmehr wurde durch ein bunteres, vielfältigeres Äußeres gezeigt, dass bei aller Wertschätzung der Eigendynamik der Spontanatur planmäßig für eine maßvolle Kontrolle Sorge getragen wird, dass also die Vegetationsbestände Ausdruck eines Kultivierungsprozesses sind und nicht nur von Niedergang. Neben Trittrasen entstanden so auf dem dicht bebauten Campus der damaligen Gesamthochschule Kassel entlang nicht betretener Weg- und Platzränder sowie vor allem an Gebäudefassaden extensiv gepflegte artenreiche Säume. Faktisch verbanden sie ›nebenbei‹ auf das Beste naturschützerische Vorstellungen und die Interessen einer gebrauchtorientierten Freiraumplanung.

Diesen vor allem auch praktisch sehr überzeugenden Ansatz übersieht allerdings Kowarik in seiner Aufstellung naturnaher Ansätze, was wohl daran liegt, dass er als Stadtökologe auf den Beitrag dieser Art Gärtnerns für den Naturschutz fixiert ist, während die Kasseler Schule Naturschutz vehement ablehnte und deshalb Naturgärten geradezu als »Gärten gegen Menschen« (Kienast 1981) verstand. Denn Naturschutz wurde im Allgemeinen als Teil der obrigkeitsstaatlichen ›Systemwelt‹ angesehen, die die ›Lebenswelt‹ kolonisiert, und der im Besonderen als enger gefasster häufig mit Nutzungsrestriktionen arbeitet. So gesehen kann die Kasseler Schule zwar als eine Form des *Naturschutzes im weiteren Sinne* bezeichnet werden, die aber dessen Gestaltungsanspruch aufgegeben und durch die Förderung lebensweltlicher Bedürfnisse ersetzt hat.

›Bauerngarten‹ und ländlicher Garten Schon allein die Differenzen der Naturgartenidee zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Gestaltungsprimat), der ›ökologisch‹ orientierten Naturgartenbewegung (Artenschutzprimat) und Kasseler Schule (Primat der Gebrauchsorientierung), zeigen, dass die Idee ›naturnaher‹ Gartengestaltung und Freiraumplanung erheblich vielschichtiger ist als gemeinhin angenommen wird und als die vermeintlich pauschale Fixierung des Naturgärtnerns auf die Ver-

wendung ›heimischer‹ Pflanzen vermuten lässt.²¹ Das liegt auch daran, dass der Begriff des Heimischen gar nicht so eng gefasst ist, als dass er ausschließlich die Verwendung autochthoner Arten bedingen würde. Vielmehr bedeutet er, dass auch ehemals fremde Arten in einem kulturellen Assimilationsprozess integriert werden können. Daher hatte Seifert nichts gegen ›fremde‹ Arten im Garten (z.T. auch nicht in der Landschaft, etwa an einer Kapelle). Auch erklärt sich so die hohe Wertschätzung alter Obst- und Rosensorten im Naturschutz, obwohl sie mitunter gar nicht so alt sind, wie mitunter angenommen wird, und ursprünglich vor allem aus Asien stammen. Die kulturelle ›Gewöhnung‹ an sie liegt somit gar nicht so lange zurück und dennoch bereichern diese Kulturpflanzen die Eigenart.²²

Die Liebe zu den ›traditionellen‹ Arten bedingt die Wertschätzung so genannter Bauerngärten bzw. ländlicher Gärten.²³ Beide können im Gegensatz zu den bisher behandelten Garten- und Freiraumvarianten in keiner Weise als ›naturnah‹ bezeichnet werden. Dies gilt sowohl für die verwendeten Arten als auch für ihre räumliche Organisationsform, die mit Wegekreuz und Buchsbaumhecken sowie, bei teilweisem Fehlen dieser Elemente, mit linear angelegten Wegen und Beeten sehr ›formal‹ ist. Diese Organisationsform hat überwiegend praktische Gründe und dient der arbeitssparende Bewirtschaftung von Nutzpflanzen und Blumen. Somit zeigen diese Gärten »nicht nur, was in unserem Klima am besten wächst und zusammenpaßt. Sie zeigen vor allem auch, was ein kleiner Garten braucht, einen einfachen Grundriß.« (Wieland et al. 1988, 22)²⁴ Viele der hier bewährten Arten haben zudem stark

-
- 21 Auch bei Schwarz (1980) sind z.B. auf dem Titelbild ›fremde‹ Koniferen zu sehen, umgeben aus einem Mantel aus einer durchgewachsenen Glatthaferwiese und Waldweidenröschen. Dieses Bild könnte zeigen, dass man einen ›sterilen‹ Koniferengarten nicht einfach radikal abräumt, sondern pragmatisch durch Verwilderung und Saumbildung, also durch Ausbildung von Rändern, ›heimischer‹ und artenreicher werden lässt. In Le Roys Buch von 1978 sind auch viele Gartenpflanzen auf den Abbildungen zu sehen. In seinem eigenen Garten in Mildam stehen Bambus, Blutbuche und andere Arten zusammen, doch mochte er sich bei einem Besuch Mitte der 2000er Jahre nicht zur Frage der fremden Arten und dazu, was auf dem Gelände seiner »Ökokathedrale« gepflanzt oder von selbst gekommen war, äußern. Dies erschien ihm wohl im Verhältnis zu den räumlichen Strukturen und Steinsetzungen, die er aus Abfallsteinen baute, zweitrangig.
- 22 Viele dieser Obstsorten gehen nicht nur auf fremde Ursprungsarten zurück, wie auf den asiatischen *Malus sieversii*, sondern stammen z.B. auch erst aus dem 19. Jahrhundert (vgl. Barrie und Mabberly 2006). Und auch die traditionellen Rosensorten haben häufig fremde Stammarten, wobei die Herkunft manch alter Sorte so schwer zu bestimmen ist, dass eine z.B. den Sortennamen *Complicata* trägt, obwohl sie als ›heimische‹ *Rosa gallica* klassifiziert wird. Auch beim Wildnisschutz kommen, wie wir gesehen haben, viele alte Haustierrassen zum Einsatz.
- 23 Zur Unterscheidung vgl. Fischer und Bellin-Harder (2013).
- 24 Das hätte auch Migge nicht anders gesehen, weil dieser einfache Grundriß ›funktional‹ ist. Auch schätzte Migge einfache Blüten, wie sie Obstgehölze oder Wildrosen haben, weil sie für ihn eine klare Reduktion auf das Wesentliche darstellten, während sie für Naturgärtner wichtig sind, weil sie Vögel und Insekten ernähren.

gefüllte und damit sterile Blüten, die Insekten und Vögeln keine Nahrung bieten – aufgrund des Artenschutzinteresses ein zentrales Kriterium des ›ökologisch‹ motivierten Naturgärtnerns.

Auch bei diesen Gärten schätzt man daher vor allem, dass sie, wie erwähnt, für Traditionsbewusstsein stehen und so auf den Wert der regionalen Eigenart verweisen, obwohl sie ganz und gar nicht ›natürlich‹ im Sinne landschaftlicher Vorbilder oder gar von Verwilderungsprozessen sind. Vor allem wird auch im ländlichen Garten, der Obst und Gemüse produzieren soll, die Konkurrenz durch ›unerwünschte Wildkräuter‹ entschieden bekämpft. Da aber der Begriff des Heimischen gar nicht so eng gefasst ist, wie häufig gedacht, und da sich die Kulturtätigkeit im Garten auch in züchterischer Arbeit äußert, die u. a. zu den prächtigen dicht gefüllten Blüten der ›alten Rosensorten‹ geführt hat, werden Kompromisse eingegangen. So sind für Witt, der in den 1980er Jahren noch die Ausrottung fremder Arten in den Gärten gefordert hatte (vgl. Kowarik 2003, 105), Zierrosen dann, wenn sie nur halb gefüllt sind, akzeptabel, weil sie Hagebutten, also Nahrung für Vögel, ausbilden können. Unter dieser Voraussetzung schaut er bei ihrer Abstammung nicht so genau hin, obwohl z. B. die von ihm geschätzten Ramblerrosen die asiatische *Rosa multiflora* zur Stammutter haben (vgl. Witt 2010). Um diese Position zu stützen, distanziert er sich daher zwar von einem weltanschaulich begründeten Dogmatismus in der Pflanzenverwendung (vgl. Witt 2008, 13), dennoch aber werden auf der Internetseite des von Witt gegründeten Naturgarten e. V. folgende drei zentrale Prinzipien für einen Naturgarten genannt:

1. Verwendung einheimischer Wildpflanzen als Nahrung und Lebensraum für einheimische Tierarten,
2. Zulassung von Dynamik und Veränderung, statt starrer Beete und
3. Gestaltung von Funktionsflächen wie Wegen, Mauern, Wänden, Bänken oder Trockenmauern so, dass sie auch möglichst vielen Tieren und Pflanzen Lebensraum bieten (vgl. <https://naturgarten.org/wissen/was-ist-ein-naturgarten/>; Zugriff 07.06.2022).

Diese Prinzipien haben mit einem ländlichen oder bäuerlichen Garten, in dem Nahrung und Zierblumen produziert werden, nicht viel zu tun. Damit ist auch für Witt und für Naturgarten e. V. der Naturgarten eine Unterkategorie des unproduktiven modernen Ziergartens, mit der speziellen Aufgabe, die ›heimische‹ Artenvielfalt im Siedlungsraum zu maximieren. Was ihm aber als ›heimisch‹ gilt, ist allerdings gerade bei Witt recht beliebig.

Andere Akteure sehen die Bedeutung von ›heimisch‹ wiederum ganz anders: So ließ eine bekannte Naturgärtnerei aus Mainz, die mittlerweile in einen Verein umgebaut wurde, z. B. nur autochthone Wildrosen mit ihren Gartenformen gelten. Unter dieser Voraussetzung sind dann auch jene historischen Rosen mit stark ge-

füllten Blüten erlaubt, wie z.B. *Rosa gallica* mit ihren vielen verschiedenen Sorten, die nicht immer Hagebutten bilden. Auch Sträucher aus Europa und deren Zierformen sowie vor allem urtümliche Obstsorten gelten als ›heimisch‹, wenn sie als »Urobst« interpretiert werden können und im Idealfall schon aus der Zeit vor der römischen Besiedelung stammen (vgl. Kleinz 2016, 9). Denn dies seien Arten, »die hier unter Wildbedingungen wachsen oder, die hier sogar eigene genetisch angepasste Formen gebildet haben« (ebd., 17). ›Heimisch‹ bedeutet also in diesem Fall, dass sich die fraglichen Arten seit undenklichen Zeiten in das biologische Spektrum eines Gebietes einfügen. Im ehemaligen Katalog jener Gärtnerei wurde dies für alle europäischen Arten angenommen, weil man ihnen im Gegensatz zu den von anderen Kontinenten kommenden ›Exoten‹ die Anpassung an die mitteleuropäischen Verhältnisse zutraute (vgl. Ahornblatt 2018/2019).²⁵ Im Gegensatz zu den gängigen Ziersträuchern etwa aus Asien oder Nordamerika sind die Zierformen europäischer Arten teilweise auch so selten, dass sie tatsächlich als ›wahre Exoten‹ gelten können. Damit zeigt sich, dass der Naturgarten immer noch ein Ort der Kultivierung ausgefallener Pflanzen ist und kein reiner Naturraum. Dies hat auch bei Witt konkrete Auswirkungen nicht nur im Hinblick auf die Akzeptanz bestimmter Arten, sondern vor allem auch auf die gärtnerische Veränderung der Standortbedingungen.

›Naturalistische‹ Anlagen Das von Kowarik verwendete Kriterium Naturnähe zerfällt also, wie der Begriff Naturgarten, bei genauerer Betrachtung in sehr unterschiedliche Auslegungen von Pflanzenverwendung und Gartengestaltung. Dies zeigt auch ein weiterer Ansatz, den er ebenfalls als ›naturnah‹ bezeichnet (vgl. Kowarik 2003, 104) und der hier im Vorgriff schon einmal charakterisiert werden soll. Wie die Kasseler Schule will dieser aber keinesfalls mit Naturgärtnerei verbunden werden, die er gleichfalls kritisiert, nur aus anderen Gründen. Er ist auch im Gegensatz zu dieser Schule in den praktischen Ergebnissen davon weit entfernt. Denn jener bereits erwähnte naturalistische Stil strebt eine rein *visuelle Naturnähe* als *ästhetisch orientiertes künstlerisches Konzept* an. Entsprechend künstlich sind dann die Gestaltungen, die aber verwirrenderweise ebenfalls als naturalistisch bezeichnet werden. Jedoch ist damit in keiner Weise ein auf den Artenschutz bezogener Naturalismus im Sinne des Naturschutzes im engeren Sinne gemeint und damit auch nicht der Schutz und die Förderung gebietstypischer Arten.

Dennoch besteht die Ausgangsmotivation dieser Art von Pflanzenverwendung in Teilen darin, dem Artenverlust in der Landschaft wenigstens im Garten etwas entgegenzusetzen. Doch ist dieser Verlust lediglich als *Anregung* für das *Gestalten* gemeint, bei dem dann ›Natur‹ rein bildhaft nachgeahmt wird. Nachahmen heißt hier also

25 Mittlerweile ist die Gärtnerei zum Verein Zukunftswerkstatt Pflanzenvielfalt umstrukturiert worden.

nicht, dass natürliche Pflanzenbestände mit ihrer Artenausstattung kopiert werden, das verbietet sich vielmehr, sondern dass Naturszenarien allein als Inspiration für eine ästhetisch gesteigerte Pflanzenverwendung dienen. Daher formierte sich auch diese Ausrichtung der Pflanzenverwendung, die im Übrigen anfänglich ebenfalls sehr heterogen war, in Opposition zur Naturgartenbewegung der 1980er Jahre. Insbesondere wird deren Gestaltungsabstinentz kritisiert. Dies stellt eine Parallele zu Hansens Kritik am Naturgarten eines Le Roy oder Schwarz dar, doch wird aus dieser Kritik eben auch *nicht* die Schlussfolgerung gezogen, dass Gartenstandorte untermauert mit Erkenntnissen der Vegetationskunde als *Lebensbereiche* bearbeitet werden sollen. Vielmehr ordnet man sich in die wiedererstarrende Designorientierung der 1990er Jahre ein, die zur Wiederbelebung der Landschaftsarchitektur gegenüber der wissenschaftlich fundierten instrumentellen Landschaftsplanung geführt hatte. Pflanzenbestände sollen nun also so gestaltet werden, dass sie zwar ›wild‹ und ›naturhaft‹ wirken, jedoch in jedem Detail kunstvoll durchkomponiert sind. Dazu wird mit attraktiven Arten gleich welcher Herkunft gearbeitet, mit denen sich die gewünschten ›Bilder‹ herstellen lassen. Nach Kowarik werde so versucht »nicht einheimische Wildpflanzen, beispielsweise aus den Prärien Nordamerikas, oder attraktive Ruderalpflanzen in Grünanlagen einzubringen« (ebd.). Wichtig ist bei der Kombination der Pflanzen dann aber nicht vorrangig ihre Anpassung an den Standort, sondern die Üppigkeit der miteinander verwobenen Blüten und Strukturen, einschließlich der Winterstrukturen (vgl. Oudolf und Kingsbury 2000). Die Fixierung dieser ›Bilder‹ erfordert einen hohen Pflegeaufwand, der ebenfalls keineswegs die Einordnung als ›naturnaher Ansatz‹ rechtfertigt.

Daher ist die naturalistische Pflanzenverwendung keinesfalls an das Prinzip der *Bodenständigkeit* gekoppelt, wie Kowarik meint. Obwohl er, wie oben erwähnt, anfänglich Gegenteiliges suggeriert, wird erfreulicherweise von ihm nicht das pauschale Vorurteil reproduziert, die rassistische Politik im Nationalsozialismus habe auch zur ›Fremdenfeindlichkeit‹ in der Gartengestaltung geführt. Vielmehr sei die Herkunft der Arten nicht zwangsläufig relevant gewesen. Insbesondere Seifert habe unter diesen Vorzeichen »die Richtung zu standortgemäßer Pflanzenverwendung eingeschlagen« (Kowarik 2003, 106). Eine derartige Verwendung fremder Arten in der bodenständigen Gartenkultur war möglich gewesen, weil der Garten im Gegensatz zur Landschaft als kultureller Ort angesehen wurde, an dem schon immer ausgefallene Arten kultiviert wurden, ganz zu schweigen von den Nahrungspflanzen. Daher kamen für Seifert ›heimische‹ Arten *im Garten* nur dann in Frage, wenn sie durch ihren Seltenheitsstatus ›exotisch‹ geworden waren, oder wenn sie durch Mutation Ziereigenschaften entwickelt hatten, wie etwa gefüllte Blüten.²⁶ Weder die Idee des Naturgartens als Ort von landschaftlichen ›Biotopen‹ noch die der naturalistischen Pflanzenverwendung haben somit etwas mit Bodenständigkeitsprinzipi-

26 Vgl. Kap. 8.1.1.2.

en zu tun, weil hier pragmatische Interessen, wie vor allem die Pflegeleichtigkeit, nachrangig sind. Sowohl bei der Kasseler Schule als auch bei Hansen führen das zu einer vegetationskundlich fundierten Pflanzenverwendung. Dabei wird nicht nur eine Minimierung des Pflegeaufwandes avisiert, sondern zusätzlich auch die Herausarbeitung einer letztlich ökologisch fundierten Standorttypik von Freiräumen und Gartenbereichen.

Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen oder Bodenständiger Garten II Hansens Weiterentwicklung der bodenständigen Pflanzenverwendung kam erst so richtig in den 1970er und 1980er Jahren zum Tragen, als der Artenverlust in der Landschaft deutlich zu spüren war.²⁷ Wie Seifert gesagt hätte, hatten somit auch herkömmliche Wildarten zunehmend Exotenstatus und waren dadurch ›gartenwürdig‹ geworden. Parallel dazu hatte sich die naturschützerisch motivierte Naturgartenidee etabliert. In der Weiterentwicklung ›bodenständiger‹ Kultur wurde auch bei Hansen der Garten als Kulturraum, d.h. als zu gestaltender Ort angesehen, und nicht etwa als privates Naturschutzgebiet. Der Einfluss der Vegetationskunde wurde verstärkt, um leichtere Pflegbarkeit zu erzielen, und um nach dem Vorbild von Naturstandorten ›heimische‹ Pflanzen mit ›fremden‹ zu kombinieren, um also diese Standorte als Gartenstandorte *im Rahmen ihrer ökologischen Eigenschaften* gestalterisch zu überhöhen. Damit stand die Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen nicht nur in der Tradition Langes und Seiferts, sondern führte die Idee einer vegetationskundlich fundierten standortgerechten gärtnerischen Pflanzenverwendung zu einer bislang nicht übertroffenen Stufe. Daher kritisiert Hansen auch die naturschutzorientierte Naturgartenidee, die weder besonders vegetationskundlich untermauert war, noch sich für den Garten als kultureller Ort interessierte.

Diese Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen bleibt bei Kowarik unerwähnt. Das könnte daran liegen, dass sie, wie die Kasseler Schule, nicht umstandslos mit naturschützerischen Motiven identifiziert werden kann, *obwohl* in beiden Fällen bei unterschiedlichen Perspektiven nicht gegen ökologische Gesetzmäßigkeiten gearbeitet werden soll. Dann aber verwundert, dass Kowarik die naturalistische Pflanzenverwendung erwähnenswert erscheint, denn für diese spielten Naturschutzinteressen ebenfalls keine Rolle. Auch wurde und wird hier schon eher gegen die natürliche Dynamik gearbeitet, insofern die künstlerisch gewünschten Bilder durch intensive Pflege fixiert werden müssen. Versteht man unter Bodenständigkeit im Wortsinne die Anerkennung von Traditionsbeständen und eine Art unkomplizierte Lebensführung,²⁸ im Garten also die Verwendung

27 Vgl. Kap. 8.1.2

28 Im Duden wird als bodenständig definiert, wer schon lange ansässig und in der Heimat fest verwurzelt sowie unkompliziert, natürlich und normal ist <https://www.duden.de/rechtschreibung/bodenstaendig>; Zugriff 25.04.2022.

tradiertem Arten und Achtung bewährter Nutzungstraditionen, die das Leben erleichtern (›Gebrauchsfähigkeit‹), statt den Aufwand künstlich zu erhöhen, dann führt an der Kasseler Schule oder Hansen kein Weg vorbei, je nachdem, welcher Perspektive – Förderung von gesellschaftlicher Emanzipation vorzugsweise in urbanen Freiräumen versus Pflege privater Gartenkultur – man eher folgt. Nicht nur, dass er als zu kompliziert gilt, Hansens Ansatz schief auch nach seiner Pensionierung ein, obwohl seine Nachfolger in Weihestephan noch einige Zeit lang an seinen grundlegenden Ideen festhielten.

›Erfreulich-vernünftige‹ Pflanzenverwendung oder Bodenständigkeit III Die Kasseler Schule, die Gestaltung explizit ablehnte und dennoch ebenfalls ›heimische‹ Arten mit ›fremden‹ Zierarten kombinierte sowie Standortgerechtigkeit und leichte Pflébarkeit in ihr Kalkül miteinbezog, ist unter dieser Perspektive letztlich auch als ›bodenständig‹ zu interpretieren. Dieser Einordnung würde sie zwar vehement widersprechen, jedoch ist sie keinesfalls politisch im Sinn eines völkischen Weltbildes gemeint. Denn statt in der Tradition des organologischen Denkens, das die Einordnung Einzelner in die Volksgemeinschaft verlangt, wurde die Emanzipation der Individuen mittels aktiver Aneignung ihrer (Frei-)Räume propagiert. Mit der ›kundigen‹ Interpretation von materiellen ›Gebrauchsspuren‹ im Freiraum, zu denen auch die auftretenden Vegetationstypen gehören, wurde dann der Spagat zwischen individuellem erfahrungsgebundenem Alltagswissen und allgemeiner wissenschaftlicher Klassifikation auf Basis der Vegetationskunde bewältigt, der auch für Hansens Ansatz kennzeichnend war. Nur wurde eben diese Ebene alltäglicher Brauchbarkeit von der Kasseler Schule anders ausgelegt und operationalisiert (vgl. Lührs 1994, 18). Das Interesse der Schule an der praktischen Lebensführung im Alltag, d.h. an der Lebenswelt (als Ersatzbegriff für Heimat) verzichtete dabei nicht nur auf völkisches Dünkel, sondern auch auf künstlerisches – wie ebenfalls bei Hansen – und räumte daher – nun im Gegensatz zu Hansen – auch nicht dem ›Zier- und Repräsentationsgrün‹, sondern der ›trivialen‹ Vegetation der Stadt (Spontanvegetation und alltäglich bewährte Vegetationsstrukturen) eine zentrale Rolle ein, um dieses Alltagsleben zu unterstützen. Wenn sich dann das Interesse nicht nur auf öffentliche und halböffentliche Freiräume, sondern auch auf private Gärten richtete, dann vorzugsweise auf Gärten als nutzbare Orte, d.h. auf die dem Haus zugeordneten Höfe und Nutzgärten mit Obstbäumen, Beerensträuchern und Gemüsebeeten, deren Ränder häufig, wie im ländlichen Garten, von schmalen Säumen aus Gartenblumen und Ackerflora begleitet werden. Sie werden von Bellin und Hülbusch (2001) als »erfreuliche Gärten« bezeichnet.

Damit wird eine Position formuliert, wie sie auch Berthold (2018, 237–247) aus der Perspektive des Vogelschutzes vertritt. Er sieht allerdings, im Gegensatz zur Kasseler Schule, eine solche Ausstattung als sehr ›naturnah‹ an, obwohl sein als Beispiel angeführter kleinbäuerlicher Betrieb verdeutlicht, dass es sich um eine

Fortführung traditioneller Kulturformen, also um eine im Grundsatz vorindustrielle Landbewirtschaftung handelt. Im Hinblick auf die Gartengestaltung fordert er die Verwendung überwiegend robuster ›heimischer‹ Pflanzen, doch wird daraus kein Dogma gemacht. Solange ›fremde‹ Arten Vögeln und Insekten nutzen, werden sie gleichfalls empfohlen, wie z.B. der Schmetterlingsflieder, der mehr Schmetterlinge und andere Insekten anlockt als ein ganzes Staudenbeet. Auch andere Exoten böten große Vorteile, wie Nadelbäume oder eine Bambushecke, die ideale Schlafplätze im Winter und Brutorte im zeitigen Frühjahr seien. Doch plädiert Berthold wiederum nicht pauschal für Immergrüne: Es seien vielmehr Pflanzen zu vermeiden, »die fast wie sterile Plastikgebilde aussehen und auch so wirken, so vor allem Kirschlorbeer und verschiedene Thujasorten.« (Ebd., 240) Was hier wie ein rein ästhetisches Argument wirkt – ›Plastikpflanzen‹ –, zeigt, worum es eigentlich geht: Plastik ist ein sehr breit einsetzbarer Kunststoff, der nicht altert, also keine Patina entwickelt, und sich nicht zersetzt. Ihm fehlt Individualität, sodass er für die ›sinnleerte‹ Welt industrieller Massenproduktion und der Zerstörung der Natur steht. Und da also Kirschlorbeer und Thuja immer plastikhaft gleich aussehen sowie massenhaft billig produziert werden, repräsentieren sie die die ›sinnlose‹ Welt eines ›seelenlosen Universalismus‹ und naturentfremdeten Lebens. Dass Berthold fordert, Zier- und Nutzgarten nicht streng zu trennen und Gartenwege nicht penibel sauber zu halten, sodass sich Säume ausbilden können, erinnert nicht nur stark an jene Tradition des ländlichen Gartens, sondern auch an die Prinzipien der Kasseler Freiraumplanung, der im Übrigen eine Patina, die durch die Vegetationsdynamik und den lebensweltlichen Gebrauch der Freiräume entsteht, ebenfalls sehr wichtig war (vgl. z.B. Lührs 1993, 179). Daher empfiehlt Berthold praktikable Wege des Gärtnerns, wie z.B. die Verwendung von Obstgehölzen, nicht nur, weil sie reichlich blühen und Früchte tragen, sondern weil sie auch im ausgewachsenen Zustand eine maßvolle und im Hausgarten leicht zu kontrollierende Höhe hätten. Seine überwiegend naturschützerische Motivation kommt dann wieder zum Tragen, wenn er ausführt, dass eine strukturreiche »gepflegte Wildnis« am besten für Vögeln und Insekten, also für den Artenschutz sei. Doch bedeutet das für ihn nicht einfach nur Verwilderung, sondern dieses Zulassen von ›Wildnis‹ ist stark von Nutzungs- und Pflegekalkülen bestimmt.

Das Interesse an einer derartig vernünftigen Garten- und Freiraumgestaltung wird immer wieder und in je unterschiedlicher Ausprägung geäußert. Sie ist aber, wie wir im Folgenden sehen werden, von zwei Seiten her bedroht: Entweder wird der Pragmatismus überbetont, um sich scheinbar unbelastet von unliebsamen ideologischen Abgründen dem ›Objekt Pflanze‹ und dem ›freien‹ landschaftsarchitektonisch gestaltenden Umgang mit ihm widmen zu können. Oder aber das (natur-)gärtnerische Interesse mit dem Ziel der Steigerung vermeintlicher Vielfalt nimmt überhand, sodass letztlich die Bindung an den konkreten Standort aufgegeben wird. In der Folge wird der Garten zunehmend ›künstlich‹ gestaltet, sei es unter überwie-

gend ästhetischen, sei es unter naturgärtnerischen Vorzeichen. Die lebensnah-unpräzise Wahrung der Eigenart von Orten durch die sparsame Verwendung lokal bewährter Materialien und Pflanzen sowie die Beachtung typischer Freiraum- und Gartensituationen geht dann verloren und macht letztlich einer mehr oder weniger übersteigerten Liebhaberkultur Platz. Dieser Verlust der ›Bodenhaftung‹ führt nicht nur in die naturalistische Pflanzenverwendung, sondern soll als ›gekünstelter Artenschutz‹ im Hinblick auf die Naturgärtnerei und später dann noch im Hinblick auf das so genannte Animal Aided Design noch einmal eigens betrachtet zu werden.

Im Folgenden wird also die vorgenommene Klassifizierung ›naturnaher Ansätze‹ des Gärtnerns mit einer Darstellung der künstlichen Steigerung von Biotopausstattungen im Naturgarten ergänzt. Dann wird die Entwicklung der Pflanzenverwendung ab den 1990er Jahren zusammenfassend dargelegt, um den oben erfolgten Vorgriff auf die naturalistische Pflanzenverwendung historisch wieder ›einzuholen‹. Im Anschluss daran wird das Streben nach einer Theorie der Pflanzenverwendung eingeordnet, welches die naturalistisch orientierte Pflanzenverwendung in Abgrenzung zum (uneindeutigen) Naturschutz im Garten und zur Kasseler Schule alternativ fundieren und gestalterische Freiheiten umfassend legitimieren soll.

8.2.2 Zunehmende Beliebigkeit statt vernünftiger Konvergenz: Gekünstelte Naturgärten

Obwohl sich also die unterschiedlichen Ansätze ›naturnahen‹ Gärtnerns z.T. ganz erheblich unterscheiden und z.T. entgegen der Klassifikation Kowariks auch gar nicht den Anspruch erheben können, faktisch naturnah zu sein, ergeben sich gleichzeitig auch vernünftige Konvergenzen zwischen Naturschutz und Freiraumplanung, die ursprünglich aus der weltanschaulichen Perspektive der jeweiligen Ansätze heraus gar nicht vorgesehen waren und deshalb auch nicht wahrgenommen werden. Doch könnte dem freiraumplanerischen Konzept der Kasseler Schule die aktive Bezugnahme auf den (Stadt-)Naturschutz in Verein mit ihrer lebensweltlichen Ausrichtung (Bodenständigkeit III) nicht nur helfen, aus der Vergessenheit herauszutreten, sondern der Artenschutz im Siedlungsraum könnte auch umfassender als bislang üblich begründet und mit Freiraumnutzungen verbunden werden. Der Naturschutz könnte hingegen viel im Hinblick auf die Herstellung dauerhaft unterhaltbarer und gebrauchsfähiger lokaler Pflanzenbestände lernen, die dann wieder eine reichhaltige Fauna nach sich ziehen, ohne immer pauschal Verwilderungskonzepte zu propagieren, die bei ihrer Verwirklichung schnell in unliebsame Brachestadien ›kippen‹ können. Diese Pflegeerfahrung ist nicht nur für die private Gartengestaltung relevant, sondern besonders auch für die vielen unterschiedlichen *öffentlichen* und *halböffentlichen* Freiräume, in denen der Einfluss privater Liebhaberei begrenzt ist. In jedem Fall aber ist der Aspekt des sparsamen Ressourceneinsatzes bei der Unterhaltung der Bestände ein zentra-

ler Gesichtspunkt ›vernünftig-erfreulicher‹ und in diesem Sinne ›nachhaltiger‹ Pflanzenverwendung.

Im privaten Hausgarten wird traditionell die Vielfalt künstlich gesteigert, weil hier nicht nur Nutzpflanzen angebaut, sondern immer auch Zierarten aus aller Welt als Kuriositäten gesammelt und deshalb auch die Standorte verändert werden. Die für den Arten- und Biotopschutz zentrale Maxime der Förderung standorttypischer Vielfalt ist hier nachrangig und wird, entweder durch bestimmte Produktionsziele (Obst- und Gemüseanbau) oder durch Zier- und Repräsentationsinteressen ersetzt. In »erfreulichen« Gärten wird hingegen die Erzeugung von Nahrungsmitteln und die Pflege von Zierpflanzen kombiniert, sodass eine sehr üppig wirkende Vielfalt entsteht. Das Wohlgefallen daran erklärt das nicht abbrechende Interesse an den ›Bauerngärten‹. Doch benötigen gerade solche Gärten eine kenntnisreiche Bewirtschaftung. In dem Moment jedoch, wo auch Privatgärten möglichst pflegeleicht sein sollen – und das sollen sie bei aller Idealisierung der Bauerngärten zunehmend – ist aus praktischen Gründen die Verwendung einer standorttypischen Vegetation auf wassergebundenen Decken (kräuterreicher Trittrasen) und an Rändern (Wandbegrünungen, Hecken, Säume), die Zierelemente (bestimmte Bäume, Sträucher, Beete) einschließen kann, Mittel der Wahl, um dennoch eine ortsgebundene Vielfalt zu gestalten.

Pflegeleicht gestaltete Gärten nähern sich dann ›vernünftig‹ gestalteten Naturgärten an, umso mehr, wenn auch auf die Bedürfnisse der Fauna Rücksicht genommen wird, ohne dass dadurch ästhetische Interessen gänzlich negiert werden. Das ist aber nicht jedermanns Sache. Daher wird bei den aktuellen Versuchen der erneuten Propagierung des Naturgartens explizit die (mögliche) Schönheit und Gepflegtheit solcher Gärten betont (<https://www.tausende-gaerten.de>; Zugriff 30.06.2022), die natürlich wieder einen entsprechenden Aufwand zur Folge haben. Und da die Naturgärten dem Spektrum der Ziergärten zuzuordnen sind und auch bei diesen Versuchen z.B. die Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen unerwähnt bleibt, wird die Standortbezogenheit der Gestaltungen nicht mehr sonderlich thematisiert.

Dies war schon bei Witt, dem letzten aktiven Protagonisten der Naturgartenbewegung der 1980er Jahre, frühzeitig zu beobachten. Wir haben gesehen, dass er ›fremde‹ Arten dann akzeptierte, wenn sie hierzulande von alleine wachsen und sich fortpflanzen können. Das gilt also auch für Neophyten, wie das Indische Springkraut. Abgelehnt wurden jedoch immergrüner Rhododendron und Pflanzen mit gefüllten Blüten, wie Rotdorn oder gefüllter Schneeball, also im einen Fall eine ›Plastikpflanze‹, im anderen typische Arten des Bauerngartens, die sich aufgrund ihrer sterilen Blüten nicht vermehren können und nach Witt auch für Insekten oder Vögel uninteressant seien. Ebenfalls nicht ›heimisch‹ seien die vielen Zuchtformen in den Ziergärten, womit die ›exotischen‹ Zierpflanzen gemeint sind und nicht etwa Züchtungen oder auffällige Mutationen autochthoner Arten. Dass Arten mit gefüll-

ten Blüten oft Ergebnis einer langen gärtnerischen Kulturtradition sind und besonders in Bauerngärten und ländlichen Gärten verwendet werden, spielt also für Witt als Argument für ihren Einsatz keine Rolle, weil es ihm um vermeintlich ›naturnahe‹ Artenvielfalt geht. Die Einwanderung immer neuer Arten und die Rolle des Zufalls dabei ist dann Ausdruck der Veränderlichkeit der Natur. Das ist letztlich eine individualistische Position, die aber wieder eingeschränkt wird. Letztendlich sieht er das als heimisch an, »was der angestammten Tierwelt in natürlich gewohnter Vielfalt nutzt« (Witt 1993, 14).

›Heimisch‹ und ›angestammt‹ sind Kategorien, die im individualistischen Naturschutzansatz keine Rolle spielen und damit auch nicht, ob eine Artenzusammensetzung ›gewohnt‹, also traditionell ist. Es kommt allein auf die Durchsetzungsfähigkeit einer jeden einzelnen Art an, ohne dass nach ihrem ›Nutzen‹ für das ›Ganze‹ gefragt wird. Die Artenkombinationen entstehen vielmehr im ›freien Spiel‹ der Kräfte, also in Konkurrenz um Ressourcen. Da aber im Gegensatz zum individualistischen Ansatz das ›natürlich Gewohnte‹ für Witt das ›Heimische‹ ist, fährt er weiter fort: »So verstanden ließe sich der Begriff ›heimisch‹ auch mit ›standorttypisch‹ oder gar ›regional‹ übersetzen.« (Ebd.) Witts Auffassung hat also zwar in Teilen individualistische Züge, doch zeigt die Verwendung der Begriffe heimisch, standorttypisch und regional, dass er aus dem konservativen Spektrum des Naturschutzes stammt und den Anschluss an ihn halten will. Doch hebt er mit seiner Auffassung über den Naturgarten gerade die Bedeutung dieser Begriffe auf, sodass sie bei ihm beliebig werden.

Standorttypisch können Arten aus der Perspektive des konservativen Naturschutzes – und auch aus der der Kasseler Schule – dann werden, wenn sie sich in einem langen Einfügungsprozess ›bewährt‹ haben und dadurch für bestimmte *kulturelle* Praxen und Orte charakteristisch geworden sind. Daher akzeptierte z.B. Tüxen die Rosskastanie oder auch die Platane letztlich als heimisch, weil sie typische Alleebäume sind. Wenn solche Arten aber ganz neu auftreten und daher noch nicht zur tradierten Eigenart gehören können, werden sie, weil sie einer anderen Region und landschaftlichen Typik entstammen, zunächst mit großem Misstrauen betrachtet: Sie könnten ja eine potentielle Gefährdung der Eigenart sein und sie im Endeffekt ›verfremden‹. Diese Grundhaltung kann sich dann ändern, wenn sich in ihnen schon ein Potential zur ›produktiven Einfügung‹ erkennen lässt, wenn also davon ausgegangen werden kann, dass sie der vorliegenden Eigenart etwas hinzufügen können, das diese weiter ausdifferenziert und dadurch auf eine neue Stufe der Vollkommenheit hebt. Das ist hauptsächlich dann der Fall, wenn sie von selbst kommen und nicht durch menschlichen Einfluss passiv eingeschleppt werden. Eine derartige Art ist z.B. die Mauereidechse, die neben schon vorhandene Arten wie die Zauneidechse treten kann, ohne ihnen Konkurrenz zu machen, sodass sie sich ›friedlich‹ einfügt und die Artenvielfalt auf die ›richtige‹ Art und Weise erhöht. Als selbstständige Einwanderung kann dieser Vorgang also, wie von Witt,

als ›natürlich‹ verstanden werden, er erfordert aber auch die Veränderung kulturell geprägter Wahrnehmungserwartungen an die ›richtige‹ Vielfalt. Daher muss man sich an die neuen Arten ›gewöhnen‹, bis sie dann eines Tages u.U. dazu gehören.

Gartenpflanzen gelangen per definitionem durch menschlichen Einfluss an neue Orte. Daher ist auch der Garten für Witt kein reiner Naturraum, auch wenn er gärtnerische Aktivitäten gleich wieder auf den Zweck des Naturschutzes bezieht: »Aus ästhetischen und didaktischen Motiven heraus, ja vielleicht zugunsten des Naturschutzes sollen unsere Gärten mehr als das natürliche Abbild der unmittelbaren Umgebung sein. Sie können dazu ruhig in lebendigem Kontrast stehen.« (Witt 1993, 15) Offensichtlich wird ein ästhetischer Kontrast zur Eigenart der Umgebung dann als bereichernd empfunden, wenn ›das Lebendige‹ dadurch gesteigert wird. Das hat aber zur Voraussetzung, dass Garten und Landschaft unterschiedliche Räume bleiben und Gartenpflanzen nicht verwildern. Das wäre nur aus einer individualistischen Perspektive unproblematisch, weil hier die Eigenart bestimmter ›Orte‹ kein maßgeblicher Wert ist, sodass auch ein »charakteristischer Kontrast« belanglos wäre. Vielmehr wird die reine Zahl der Arten, die in einem Raum existieren können, geschätzt. Sie sind der Ausdruck einer möglichst großen Zahl an Möglichkeiten und damit von evolutionärer ›Freiheit‹. Da aber für Witt wiederum ›heimisch‹ ist, was sich in der *Landschaft* vermehren kann und den Tieren Nahrung bietet, verschwimmen die Grenzen, sodass für ihn ›naturnah‹ angelegte Gärten letztlich doch als Keimzellen für die Wiederbesiedelung ausgeräumter Landschaften fungieren. Aus konservativer Perspektive können diese ›Siedler‹ jedoch nur Arten mit ›altem Heimatrecht‹ und solche sein, die sich ›aktiv‹ und ›friedlich‹ integrieren. Die meisten traditionellen Gartenpflanzen sind dagegen nicht als Teil eines aus sich heraus stattfindenden Naturprozesses interpretierbar, sondern sind aus einer langen Nutzungstradition hervorgegangen.²⁹

Damit hebt Witt im Prinzip die Geltung der von ihm ins Feld geführten Werte Standorttypik und Regionalität auf, zumal künstlich angelegte ›Biotope‹ im Garten, die ursprünglich in der umgebenden Landschaft nicht vorkommen, als eine weiterführende Bereicherung verstanden werden: »Mit diesem Argument im Hinterkopf erlaubt uns das Vorbild Natur auch in einer knochentrockenen Heidellandschaft ein naturnahes Feuchtbiotop im Naturgarten« (Witt 1993, 15) oder auch die Verwendung von Trockenmauern aus Donaukalk, Oberpfälzer Granit oder Österreichischem Gneis in der Münchner Schotterebene (vgl. ebd.). Weshalb hier die (vorhandene) Natur vorbildhaft ist, erschließt sich nicht, denn in einer »knochentrockenen Heidellandschaft« kommen nun einmal Feuchtbiotope eher selten vor. Man könnte sie im Garten anlegen, weil dies aus funktionalen Erwägungen heraus sinnvoll ist, um z.B. Dachwasser zu versickern. Doch ist die Verwendung landschaftsuntypischer Gesteinsarten funktional kaum zu begründen, sodass bei Witt der Begriff

29 Vgl. Kap. 3.1, auch Kap. 4.2.2.1.

der Vielfalt letztlich beliebig gefüllt wird. Die ›Gartenbiotope‹ werden so zu gestalterischen Versatzstücken, die an jedem Ort ›erlaubt‹ sind. Sie sind dann letztendlich auch nichts Anderes als zierende Kuriositäten, die als seltene Attraktionen geschätzt und gesammelt werden. Im Rahmen reiner Liebhaberei und eines individualistisch-liberalen Gestaltungsverständnisses wäre dies vertretbar, nicht aber in einem organzistisch-konservativen, denn mit Standorttypik und Regionalität hat das nichts mehr zu tun.

Doch wäre es natürlich auch denkbar, den Garten durch die Verwendung von in seiner Umgebung vorkommenden Baumaterialien und Pflanzen in die Eigenart der ihn umschließenden Landschaft einzufügen, so wie dies die Kasseler Schule in überwiegend städtischen Freiräumen praktiziert hatte. Sie tat das zwar nicht, weil sie ihre ›Gestaltungen‹ bewusst in die lokale Eigenart einfügen wollte, sondern weil sie kleinstmögliche Eingriffe in die Lebenswelt anstrebte und deshalb auch einen sparsamen Mitteleinsatz vorsah, der aufwändige Inszenierungen ausschloss. Daher arbeitete sie mit der Spontanvegetation, verwendete selbstgesammeltes regionales Saatgut aus dem Umland Kassels, das sie zusätzlich mit lokal bewährten Gartenpflanzen anreicherte, trat für zurückhaltende Flächenversiegelung ein und sah die Verwendung von Schottern aus lokalem Naturstein vor, die günstig zu bekommen waren und Transportwege reduzierten. Und da sie den Freiraum nach den Prinzipien der traditionellen Kulturlandschaft anlegte, wurde in ihrem Konzept die ›natürliche Vielfalt‹ nicht einfach nur kopiert oder angestrengt künstlich gesteigert, sodass die ›Gestaltungen‹ auch nicht beliebig waren. Sie waren in einem einfachen Sinne schlichtweg ›brauchbar‹. Dennoch konnte aber immer weiter damit experimentiert werden, welche neuen Arten sich unter jeweils bestehenden Standortbedingungen bewähren. Die so überwiegend *praktisch* bestimmte Orientierung an der lokalen Eigenart führte dann dazu, dass diese auch nicht als statisch betrachtet wurde, sondern dass sich auf Basis jener schon vielfach genannten einfachen Grundorganisation der Freiräume ein robuster Rahmen für individuelle Aneignungshandlungen bot. Diese waren dann der Motor individueller Veränderungen.

Die gewünschte Maximierung der ›Artenvielfalt‹ bei Witt hat hingegen tiefergehende Umbauten zur Folge. Gleichzeitig soll auch der vor dem Privatgarten nicht haltmachenden Forderung nach Pflegeleichtigkeit Rechnung getragen werden, obwohl auch landschaftsfremde Biotope hergestellt werden. Daher werden Bodenaustausch und Geovliese gegen Wurzelunkräutern empfohlen, um Unkrautwuchs zu verhindern (vgl. Witt 2012). Ob das wie schon bei den häufig verwendeten Teichfolien noch als ›naturnah‹ und als ›nachhaltig‹ zu bezeichnen ist, ist sehr fraglich. Denn wie bei den Schottergärten werden Kunststoffe in den Boden eingebracht, um einen Teil des standörtlichen Artenspektrums als ›Unkraut‹ auszuschließen. Es ist allerdings nur eine Frage der Zeit, bis die natürliche Vegetationsansiedlung wieder neu startet oder von ›unbeherrschbaren‹ Rändern her wieder vordringt, etwa von Nachbarschaftsgrenzen. Das kann zwar Jahre dauern, aber es werden unweigerlich Arten

mit Verbreitungsstrategien auftreten, die auf eine rasche Eroberung von Standorten spezialisiert sind, sei es, dass sie sich stark versamen, sei es, dass sie regenerationsfähige Wurzeln und Rhizome ausbilden. Dies gilt insbesondere für die im Siedlungsbereich weit verbreiteten nitrophilen Säume, in denen gefürchtete Wurzelunkräuter wie Giersch oder Brennessel vorkommen. Ihre Bekämpfung ist nur partiell möglich, sodass man mit baulichen Veränderungen letztendlich nur etwas Zeit gewinnen kann. Aus Naturschutzgründen, die Witt ja eigentlich antreiben, ist dies allerdings eine überaus problematische Praxis, nicht nur, weil die Brennessel eine wichtige Nahrungspflanze für viele der im Siedlungsraum vorkommenden Prachtfalter ist. So kann letztlich die ›ökologisch‹ motivierte Naturgartenidee nicht wirklich überzeugen, wenn sie einer rein ziergärtnerischen Logik verhaftet bleibt und nicht durch freiraumplanerische Elemente ergänzt wird. Dies soll uns am Ende dieses Buches noch einmal beschäftigen.

Zunächst aber soll auf der Basis einer Zusammenfassung der Pflanzenverwendung ab den 2000er Jahren nach dem naturgärtnerischen Interesse, die Vielfalt künstlich zu steigern, die zweite Ausrichtung eines zunehmend künstlichen Gestaltungsansatzes betrachtet werden, der nach überwiegend ästhetischen Gesichtspunkten vorgeht. Dem widerspricht nicht, dass gerade auch in Deutschland der Aspekt der Pflegeleichtigkeit eine wichtige Rolle spielt und zur Entwicklung einer Unzahl von standardisierten Staudenmischungen geführt hat. Auch diese ordnen sich mehr oder weniger in das weite Feld der so genannten naturalistischen Pflanzenverwendung ein, der, wie wir sehen werden, erstaunlicherweise ebenfalls das Prädikat ›nachhaltig‹ verliehen wird. Doch ist auch hier der Begriff Nachhaltigkeit zunächst ebenso uneindeutig wie der von Kowarik angeführte Begriff der Naturnähe. Allerdings kann bei näherem Hinschauen die erwünschte Nachhaltigkeit schnell wieder auf das traditionelle Ideal der *cultura* zurückgeführt werden. Das hat Folgen. Zunächst aber werden die Ansätze der Pflanzenverwendung ab den 2000er Jahren zusammengefasst. In aller Kürze wird deren Vielschichtigkeit betont.

8.3 Künstlerische Gestaltung und Standardisierung Pflanzenverwendung ab den 2000er Jahren

So heterogen die Naturgartenbewegung im Einzelnen war, so sehr prägte sie als Gartentrend die 1980er Jahre. In den 1990er Jahren flaute sie ab, erfuhr aber wieder, ausgelöst durch das Erschrecken über das so genannte Insektensterben und den Rückgang der Vogelpopulationen Ende der 2010er Jahre wieder ein Revival. In der Zwischenzeit setzte sich auch in der Pflanzenverwendung parallel zum Wiedererstarken der Landschaftsarchitektur jener bereits mehrfach erwähnte, stark desigorierte ›naturalistische‹ Ansatz durch. Dessen Naturalismus hat, wie

erwähnt, nichts mit dem des Naturschutzes gemein. Er bedeutet also keine biologisch-ökologische Ausrichtung, sondern ist rein ästhetisch auf die künstlerische Nachahmung – und nicht einfach Kopie – von ›natürlichen Pflanzenbildern‹ bezogen. Dieser Trend in der Pflanzenverwendung begann schon ab den 1970er Jahren durch den internationalen Austausch auf diversen Kolloquien zur Pflanzenverwendung. Es entwickelte sich in den USA, den Niederlanden, Schweden, England, Deutschland und der Schweiz ein Stil, der mit der Kultivierung neuer Stauden und der bewussten Einbeziehung ihrer Ruhephase im Winter, in der sie mit ihren toten Stängeln und Samenständen zieren, arbeitete. Wie in der naturschutzorientierten Naturgartenidee sollten sowohl wieder mehr natürliche Entwicklungsdynamik in den gärtnerischen Pflanzungen zugelassen (vgl. Kühn 2011, 37–40) als auch, in Kritik an ihr, explizit wieder gestalterische Ziele verfolgt werden. Wie wir gesehen haben, ist ersteres bei der praktischen Ausführung allerdings nur bedingt der Fall.

Auch in dieser Bewegung gab es anfänglich verschiedene Ausprägungen, doch mischten sich die Gestaltungsmotivationen und Ansätze im Laufe der Zeit und durch den länderübergreifenden Austausch, sodass ein neuer internationaler Stil entstand. Als Ausgangspunkte sind insbesondere die Entwicklungen in den USA hervorzuheben, die darin bestanden, die dortigen Präriepflanzen zu sichern und zunächst für Prärierestaurierungen und dann auch für Hausgärten zu kultivieren. Daraus entwickelte sich eine Art amerikanische Naturgartenbewegung (Präriegartenbewegung oder *New American Garden*). In den Niederlanden wurde vor allem Kritik an Le Roy laut und der gestalterische Umgang mit Vegetation besonders betont (*Dutch Wave*). Als Kuriosum sei am Rande erwähnt, dass aus englischer Perspektive die Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen nach Hansen als vorbildhafter Stil erschien, der dann als *New German Style* bezeichnet wurde (vgl. dazu Hanzen und Huxmann 2013), obwohl er gar nicht mehr so neu war. Ob aber alle Projekte, die in der Folge dann unter diesem Label vermarktet wurden, mit den Prinzipien dieser Art von Pflanzenverwendung wirklich etwas zu tun hatten, ist fraglich.³⁰ Aufgrund der Verstärkung des künstlerischen Anteils der naturalistischen Vorgehensweise (Verwendung ›fremder‹ Arten und künstlicher Charakter der Pflanzungen trotz bildhafter Naturnähe) konzentrierte sich die Gestaltung überwiegend auf *Beete*, also auf einen in Hansens Terminologie recht künstlichen Lebensbereich.

Parallel dazu setzte sich aber noch eine weitere Tendenz durch: Da das Arbeiten mit Pflanzen sowohl einen breiten praktischen Erfahrungsschatz, Arten- und Sortenkenntnisse, vegetationskundliches Wissen als auch Einfühlungsvermögen und Begabung zur Voraussetzung hat, wurden und werden vor allem im deutschsprachigen Raum standardisierte Pflanzenkombinationen für verschiedene Freiraumsituationen angeboten, um die Staudenverwendung im privaten und öffentlichen Be-

30 Das lassen zumindest Möller und Hofmann (2016) vermuten.

reich zu vereinfachen. Diese Mischungen, die immer auch Pflegeleichtigkeit sicherstellen sollen, sind nichtsdestotrotz nach überwiegend ästhetischen Gesichtspunkten zusammengestellt und sollen schematisch aufgepflanzt werden können. Damit wird – allerdings ohne Bezug auf sie zu nehmen – der Gedanke der bodenständigen Pflanzenverwendung wieder aufgegriffen, nämlich, dass Listen bewährter Pflanzen und Pflanzenkombinationen für bestimmte Gartensituationen zu ermitteln sind, die die Anwendung erleichtern. Gleichzeitig sollen die Pflanzenkombinationen »naturalistisch« wirken. Daher wird auch häufig wieder auf Hansens Kategorisierung von Lebensbereichen zurückgegriffen, weil diese nach wie vor nachvollziehbar gängige Gartensituationen beschreiben und die Entwicklung angepasster Mischungen erleichtern.

Mit der Standardisierung wird die gestalterische Freiheit in der Verwendung wieder eingeschränkt. Das wird allerdings in der Landschaftsarchitektur i.d.R. nicht als Beschränkung des Gestaltungsanspruchs empfunden, sondern gerne als eine Entlastung von der Beschäftigung mit dem »schwierigen« Material Pflanze angenommen. Die Entwicklung derartiger Mischungen soll hier nicht weiterverfolgt werden. Mittlerweile gibt es von ihnen schon eine fast nicht mehr überschaubare Fülle, zu der ständig neue hinzukommen.³¹ Auch werden Mischungen heimischer Wildstauden entwickelt, die durch das vom BfN finanzierte Projekt »Tausend Gärten – tausend Arten« angeboten werden (<https://www.tausende-gaerten.de/pflanzen/saatgutmischungen/>; Zugriff 30.06.2022). Regional differenzierte Mischungen aus heimischen Arten sind aber auch schon als Saatgutmischungen (»Regiosaatgut«) seit den 1980er Jahren zunächst für die Landschaftspflege und zunehmend auch für die städtische Freiraumgestaltung erhältlich (<https://www.rieger-hofmann.de/sortiment-shop/mischungen.html>; Zugriff 30.06.2022). Sie spielen z.B. auch beim noch zu behandelnden Animal Aided Design eine Rolle. Nicht zu vergessen sind ferner die vielen bunten Mischungen aus annuellen Pflanzen, die als Blumenwiesenmischungen vermarktet werden und auf großes Interesse stoßen aber mit dauerhaften echten Blumenwiesen nichts gemein haben (vgl. Bellin-Harder 2021).

8.3.1 New American Garden und Präriegartenbewegung

Die oben erwähnte Präriegartenbewegung ist eine Reaktion darauf, dass amerikanische Gärten häufig durch große Rasenflächen mit Bäumen geprägt sind. Um die Häuser ziehen sich oft Strauchgebüsch. Das Gestaltungsideal folgt traditionell dem englischen Landschaftsgarten. Besonders die Vorliebe für Rasen, der selbst in Klimazonen angelegt wird, die für ihn nicht geeignet sind, erinnert an die englische Rasenobsession. »Es gab keine eigenständige Gartenkultur. Frauen der Oberschicht trafen sich in Garten-Clubs und ließen ihre Gärtner nach Idealen wetteifern, die

31 Eine erste Übersicht lieferten Heinrich und Messer (2012).

man auch um 1900 in England vermutet hätte.« (Reif 2013, 27) Dies habe sich das erst geändert, als der Deutsche Wolfgang Oehme in den 1950er Jahren in die USA auswanderte, mit James van Sweden ein Landschaftsarchitekturbüro gründete und einen großflächigen, blockartigen Bepflanzungsstil unter der Verwendung von aus Deutschland mitgebrachten Stauden aus dem Sortiment Foersters etablierte. Für diesen Stil habe er mit seinem Partner die Bezeichnung *New American Garden* gewählt (vgl. ebd., 27–29).

Reifs Darstellung lässt den Eindruck entstehen, die neuere Pflanzenverwendung in den USA mit vielen deutschen Staudenzüchtungen sei ein Importprodukt. Doch bemühte man sich auch in den USA analog zur deutschen Heimatschutzbewegung und der aus ihr hervorgegangenen gestalterisch orientierten Naturgartenbewegung frühzeitig um einen eigenen Gartenstil, der in Verbindung mit dem *Präriestil* in der Architektur stand (vgl. Miller 1915; dazu auch Kühn 2005). Man begann damit, die durch das Verschwinden der Prärien selten gewordenen typischen Präriestauden zu sichern, um sie in Gärtnereien zu vermehren und für Gartengestaltungen und Prärierekonstruktionen zu verwenden. Dabei kam es unweigerlich auch zu gärtnerischen Selektionen. Vor allem Hans Simon und Cassian Schmidt brachten als erste diese neuen Pflanzen nach Deutschland. Letzterer versuchte, ausgehend vom Sichtungsgarten in Weinheim auch hierzulande eine Präriegartenbewegung zu etablieren. Diese setzte sich allerdings nicht wirklich durch, obwohl viele nordamerikanische Stauden auch als typische Bauerngartenpflanzen schon lange in Europa in Kultur sind.

Die Gründe dafür sind ideeller und praktischer Natur: Auf der ideellen Ebene passte die Verwendung von Präriestauden nicht so ohne weiteres zur Idee der *cultura* als sorgsames Eingehen auf die Eigenarten konkreter, in diesem Fall europäischer Standorte, weil diese Pflanzen zu einer anderen Eigenart gehören und kulturell mit dem Präriemythos verbunden sind. Man konnte also nicht so richtig mit ›Ökologie‹ und Nachhaltigkeit argumentieren, obwohl diese Themen durchaus eine Rolle spielten, weil man nicht nur neue Stauden verbreiten, sondern neben visueller Naturnähe immer auch Pflegeleichtigkeit anstrebte (Unkrautunterdrückung durch den hohen Wuchs der Präriestauden, Trockenresistenz durch tiefgehendes Wurzelwerk). Diese praktische Relevanz wurde also als Begründung für den Einsatz nordamerikanische Arten in *extensiven* Pflanzungen im urbanen Raum angeführt, sodass Präriepflanzungen als eine Chance für die Anlage leicht zu unterhaltender Bestände galten (vgl. Kühn 2011, 266). Damit band man zwar an die über hundertjährige Tradition dieses Themas in Deutschland an und bemühte sich um aktuelle Problemlösungen, weil ab den 1990er Jahren angesichts der öffentlichen Haushaltslage die Frage der Unterhaltungskosten von Pflanzungen vor allem im öffentlichen, aber auch im privaten Raum zentral wurde. Doch wurden neben ihrer Abstammung aus einer ›fremden‹ Eigenart von Anfang an auch praktische Zweifel an diesem Versprechen von Pflegeleichtigkeit geäußert (vgl. ebd., 266; 273).

So zeigten sich bald auch die Grenzen der Präriepflanzungen: Obwohl z.B. die Kanadische Goldrute (*Solidago canadensis*) typisch für die Spontanvegetation städtischer Brachen ist und schnell Staudenpflanzungen überwuchern kann, sind Präriepflanzen als *Warm Season Plants* in Europa nicht leicht zu etablieren. Sie benötigen wärmere Temperaturen, um auszutreiben. Im traditionell oft kühl-feuchten Frühjahr in Mitteleuropa unterliegen sie daher schnell der Konkurrenz anderer Arten, insbesondere der an dieses Klima angepassten Gräser. Die durch den Klimawandel zunehmend häufiger auftretenden Trockenphasen im Frühjahr verändern zwar die Situation, allerdings nicht zum Guten. Denn die Präriestauden stellten sich häufig als doch nicht so trockenresistent heraus, wie man ursprünglich dachte. Das bremst ihr Wachstum und damit ihre Konkurrenzfähigkeit (vgl. Köppler et al. 2014), weil sie dann z.B. nicht mehr so hochwüchsig sind und von der spontanen Vegetation überwachsen werden können, statt dies umgekehrt zu tun. Selbst die robuste Goldrute zeigte im Frühjahr 2023 und in den Folgejahren in Kassel nach Wochen ohne Niederschlag Trockenschäden. Einzelne Pflanzenteile starben sogar ab. Neben Wärme und Wasser benötigen Präriestauden der hochwüchsigen *Tallgrass Prairie* vor allem auch in ihrer Wachstumsphase ausreichend Nährstoffe, die am Naturstandort durch die dortige große Humusauflage und die ehemals immer wiederkehrenden Feuer gegeben sind. Grundsätzlich könnten zwar urbane Böden auch ein ausreichendes Nährstoffangebot bieten bzw. wäre dieses leicht herstellbar, doch ändert das nichts am Problem der Trockenheit, die die Nutzung dieser Nährstoffe unterbindet, und an der Konkurrenzkraft der standortheimischen Arten. Daher muss bei der Etablierung von Präriestauden in jedem Fall der Boden absolut frei sein »von heimischen Pflanzen und deren Diasporen« (Kühn 2005, 56). Sollen keine Herbizide verwendet werden, dann ist dies mit herkömmlichen gärtnerischen Mitteln großflächig kaum zu bewerkstelligen. Zumindest wäre der Aufwand, etwa durch Bodenaustausch und die Verwendung von Vliesen, dann so hoch, dass eine solche Praxis weder als »nachhaltig« noch in den meisten Fällen als ökonomisch sinnvoll bezeichnet werden kann.

Der Präriestil hatte somit zwar anfänglich den Kitzel des Neuen und Exotisch-Weltläufigen, versprach sogar mittels des Präriemythos ein bisschen Abenteuer und konnte vor allem auch mit einer Vielzahl neuer und sehr attraktiver Stauden aufwarten, die den Blüteschwerpunkt von Staudenpflanzungen bis in den Herbst hinein verschoben. Er ist aber mittlerweile weitgehend in der naturalistischen Pflanzenverwendung aufgegangen. Diese wurde vor allem von niederländischen Gärtnern beeinflusst und sorgt bis heute durch die internationalen Projekte von Piet Oudolf für Aufsehen. Im Gegensatz zur Präriegartenbewegung hat die naturalistische Pflanzenverwendung auch in Teilen ein passendes Sinnangebot parat, so wenig dies ihren Vertretern vielleicht selbst bewusst sein mag.

8.3.2 Dutch Wave: Aus Naturgärtnerei wird wieder Gartenkunst

Die naturalistische Pflanzenverwendung hatte einen ganz anderen Ausgangspunkt als der Präriestil. Sie begann, wie bereits erwähnt, mit der Opposition gegen die Naturgartenbewegung der 1980er Jahre in den Niederlanden. Man richtete sich gegen die ›wilde‹ Ästhetik vor allem Le Roys und setzte demgegenüber wieder mehr auf Gestaltung. Aus deutscher Perspektive wurde diese Bewegung zwar mitunter als neue *Holländische Welle* oder *Dutch Wave* bezeichnet, sie war aber heterogener als aus der Außenperspektive wahrgenommen und keinesfalls eine zusammenhängende Schule. Ihr Ziel war es, wieder ›Wildheit‹ und ›Natürlichkeit‹ mit ›Schönheit‹ in harmonisch wirkenden Pflanzenkompositionen zu verbinden, die im Gegensatz zur ›ökologisch‹ orientierten Naturgartenidee bewusst artifiziell sind. Vom angestrebten Bildeindruck her orientierte man sich oft an blumenreichen Wiesen oder auch Brachen (vgl. Gerritsen 2014). Obwohl Standortgerechtigkeit für die Unterhaltung wichtig ist und Naturstandorte als Vorbilder fungierten, spielte die Pflanzensoziologie keine tragende Rolle. Das lag daran, dass man sich gegen eine ausschließlich naturdeterministische Herangehensweise an die Pflanzenverwendung wehrte. Das Ziel war also keinesfalls Naturschutz im Sinne einer Anlage von Biotopen in den Gärten und damit auch nicht die Verwendung überwiegend ›heimischer‹ Pflanzen. Der Begriff *naturalistisch* drückt, wie erwähnt, lediglich eine angestrebte *bildhafte* Naturnähe aus und zugleich den Bezug auf ein natürliches Objekt, weil Pflanzen in den Mittelpunkt der Gestaltungsaktivitäten gerückt werden. Damit ist dieser Naturalismus auch nicht mit dem naturschützerischen Ideal möglichst ungestörter Naturzustände zu verwechseln, *obwohl* er ebenfalls ursprünglich eine naturschützerische Ausgangsmotivation hatte:

»Seit Ende der sechziger Jahre ist man sich in höherem Maße über den starken Artenrückgang in der heimischen Flora bewußt geworden. Ich erinnere mich, dass man noch Anfang der sechziger Jahre im Umland von Utrecht ohne weiteres Wassergräben voll mit Sumpf-Läusekraut (*Pedicularis palustris*) sah. Äcker waren durchzogen von Sonnenwend-Wolfsmilch (*Euphorbia helioscopia*) und rotem Ackergauchheil (*Anagallis arvensis*). Im Deichvorland von Lek wuchsen überall Margeriten (*Leucanthemum vulgare*), Großer Klappertopf (*Rhinanthus angustifolius*) und zweijähriger Wiesen-Pippau (*Crepis biennis*). Zehn Jahre später war nichts mehr davon übrig. Und ich erinnere mich an meinen Biologielehrer, der vom Gagelpolder bei Utrecht vor dem Zweiten Weltkrieg schwärmte: Millionen von Orchideen, alles war lila, so weit das Auge reichte. Und wenn man Berichte über die Natur um 1900 liest, so wundert es nicht, dass es damals kein Bedürfnis nach wilden Pflanzen im Garten gab – rundherum waren mehr als genug vorhanden.« (Gerritsen in Oudolf und Gerritsen 2005, 7)

Inzwischen sind durch die Intensivierung der Landwirtschaft die heimischen Blütenpflanzen zwar selten, damit ›exotisch‹ und – wie Seifert gesagt hätte – gartenwürdig geworden.³² Allerdings haben sie häufig einen Nachteil: Auf den üblichen nährstoffreichen Gartenböden gedeiht nur ein bestimmtes Artenspektrum, sodass sich bei geringer Pflege oft weniger attraktive Arten durchsetzen, insbesondere auch die Brennnessel, die Le Roy so schätzte. Dessen Liebe zu Brennnesseln wird kritisiert:

»Le Roy lehnte nahezu jede Form von Gartenpflege (als überflüssige, angeblich Vielfalt verhindernde Energieverschwendung; d. Verf.) ab. Es wurde jedoch schnell offensichtlich, dass die Schwärmerei über Pflanzen wie Brennnesseln oder Queckengras mehr mit ›Minimal Art‹ als mit Gärtnern zu tun hatte. Natürlich sind Brennnesseln prächtig. Bei näherer Betrachtung sind alle Pflanzen wundervolle Wesen. Aber da gerade Brennnesseln zu einer ausgewählten Gruppe von Pflanzen gehören, die vom Rückgang der Wildflora profitieren, brauchen wir sie nun wirklich nicht noch im Garten zu pflegen.« (Gerritsen in Oudolf und Gerritsen 2005, 7)

Gerritsens Äußerungen wurden lange vor der medial angestoßenen Debatte über das Insektensterben formuliert, sodass er eine Antwort auf den verbreiteten Artenrückgang auf rein ästhetischem Feld sucht. Denn die Tatsache, dass in den Niederlanden sogar gewöhnliche Weidepflanzen wie Hahnenfuß oder Sauerampfer selten geworden waren, ließ ihm zufolge für Gärtner eine Art Marktlücke entstehen, in die die *Dutch Wave* stieß, um das Bedürfnis nach neuen Gartenpflanzen mit einem wilden, natürlichen *Aussehen* zu befriedigen. Es setzte eine Suche nach derartigen Arten ein, die auch unter Gartenbedingungen gedeihen. Sie wurden insbesondere von Anja und Piet Oudolf in ihrer eigens dafür gegründeten, dann aber aus Altersgründen aufgelösten Gärtnerei kultiviert.

Diese Bewegung ist somit eigentlich ganz an den mit landschaftlicher Vielfalt und Eigenart einhergehenden traditionellen Sinnhorizont gebunden. Ihr Ziel ist jedoch nicht, den Artenrückgang aufzuhalten und lokale Eigenart auszugestalten, indem wenigstens im Garten Wildpflanzen angebaut werden, sondern es sollen Pflanzungen verwirklicht werden, die rein visuell den Anschein des Wildhaften marktgängig verkörpern und eine Ahnung der alten landschaftlichen Üppigkeit aufkommen lassen. Aus dieser überwiegend ästhetischen Motivation heraus wird die Naturgartenbewegung der 1980er Jahre kritisiert und folgerichtig offensiv ein künstlerischer Anspruch vertreten. Dieser machte diese Art von Pflanzenverwendung auch für die Landschaftsarchitektur wieder attraktiv, die aufgrund ihrer gegen den Naturschutz gerichteten antinaturalistischen Position und ihres daraus

32 Vgl. Kap. 8.1.1.2.

folgenden Urbanitätsideals die Pflanzenverwendung lange ignoriert und die standardisierten Staudenmischungen gerne angenommen hatte. »Ökologisch« ist an dieser neuen Form von Staudenverwendung dann nur, dass die, ebenfalls ästhetischen Gründen, im Winter stehengelassenen toten Samenstände, als Nebeneffekt auch Vögeln Nahrung und Insekten Unterschlupf bieten können. Bevor dann 2017 das breite öffentliche Erschrecken über das Insektensterben einsetzte, trug dieser naturalistische Stil sicherlich auch erheblich zu einer neuen Toleranz gegenüber jahreszeitlichen Entwicklungsstadien bei, die in der stark auf Blütenwirkung setzenden traditionellen Gärtnerei nicht geduldet wurden. Sie ist aber keineswegs eine völlig neue Entwicklung, sondern wurde schon von Karl Foester propagiert.

Mit der Betonung des gestalterischen Anspruchs, der seine Anregungen aus traditionellen Landschaftsszenarien zieht, ist im Grundsatz die naturalistische Pflanzenverwendung in neuer Form wieder an den Ausgangspunkt der Naturgartenidee zurückgekehrt. Erneut soll – wie Lange sagen würde – eine »natürliche« Pflanzenverwendung als künstlerische Überhöhung der Natur praktiziert werden, allerdings nicht im völkisch-nationalistischen Auftrag (Darstellung deutscher Eigenart), sondern aus Betroffenheit über den Rückgang landschaftlicher Artenvielfalt, ohne jedoch wirklich etwas gegen ihn zu unternehmen (vgl. Gerritsen 2014). Statt daher die Naturgartenbewegung weiterzuentwickeln und mit Gestaltung zu »versöhnen«, sieht man sich als Gegenbewegung zu ihr. Naturstandorte können dann als gestalterisches Vorbild dienen, doch bleibt eine vegetationskundliche Fundierung der Pflanzenverwendung weiter aus. Zwar nennt Gerritsen das Wissen, das zur Erhaltung von Staudenbeständen nötig ist, »Gartenökologie« (ebd., 85), meint damit aber keinesfalls ökologische, also naturwissenschaftliche Wissensbestände, sondern eine Art gärtnerisches Erfahrungswissen. Die Kasseler Schule hätte dieses Wissen »Kundigkeit« genannt und darin nicht nur vegetationskundliche, sondern auch durch Beobachtung und praktische Erfahrung gewonnene Kenntnisse über lebensweltliche Handlungsroutinen miteingeschlossen.

Die naturalistischen Pflanzungen bedürfen, weil sie ökologische Kriterien gänzlich ignorieren, häufig einer intensiven Pflege. So stellt beispielsweise Oudolfs populärste Pflanzung auf der High Line in New York im Grundsatz eine intensive Dachbegrünung dar, die in Teilen eine Ahnung von Prärie aufkommen lässt, aber mit hohen Kosten gedüngt, gewässert und gejätet werden muss.³³ Das kann man sich leisten, wenn man wie die *Freunde der High Line* das Pflegebudget immer wieder

33 Aktuelle Zahlen sind mir nicht bekannt. Das jährliche Pflegebudget betrug Stand 2014 für die ersten beiden Bauabschnitte sechs Millionen Dollar, wie Joshua David, Vorsitzender der Freunde der High Line, auf der Tagung des Bundesverbandes Garten-, Landschafts- und Sportplatzbau am 12.11.2014 in Berlin bekannt gab.

durch Spenden einsammeln kann.³⁴ Wenn jedoch – meist aus Kostengründen – keine intensive Pflege gewährleistet werden kann, wie in vielen ›trivialen‹ öffentlichen Freiräumen oder auch in Oudolfs eigenem Privatgarten nach Schließung seiner Gärtnerei, dann wird häufig – besonders auch bei großen Flächen – zur günstigen Ansaat einer pflegeextensiven und damit standortgerechten Staudenmischung gegriffen. In diese kann man dann auch, wie Oudolf, einzelne Stauden pflanzen, weil bei einer Ansaat die bewusste Gruppierung der Pflanzen nur bedingt möglich ist (vgl. Kingsbury 2014).

8.3.3 Ideologische Nachhaltigkeit: Der Traum vom ideologiefreien Pragmatismus und von gestalterischer Freiheit in der Pflanzenverwendung

Die Vertreter der naturalistischen Pflanzenverwendung halten sich ebenso wenig wie die Naturgärtner lange mit theoretischen Erörterungen auf. Davon unbenommen ist, dass z. B. die Darlegung von Kompositionsprinzipien der neuen Staudenverwendung als eine Art angewandter Theoriebildung angesehen werden kann (vgl. Oudolf und Kingsbury 2000). Doch stellt diese Art von Theorie keine metatheoretische Reflexionsebene her. Daher versucht Kühn (2011), die naturalistische Pflanzenverwendung akademisch stärker zu unterfüttern. Seine Hauptintention ist jedoch ebenfalls nicht, Begriffe zu schärfen, sondern analog zur Strategie der Landschaftsarchitektur für eine möglichst große Gestaltungsfreiheit einzutreten und eine Legitimation für einen ausschließlich ›auf die Pflanze‹ bezogenen Pragmatismus auszuarbeiten. Dies soll ohne einen allzu starken Bezug auf die Vegetationskunde geschehen, weil diese als Wissenschaft eher als Einschränkung dieser Freiheit angesehen wird. Wie aber sowohl Hansens Konzept der Lebensbereiche als auch das der Landeskultur bei Pniower zeigen, kann die Vegetationskunde eine sehr sinnvolle Grundlage praktisch orientierter Gestaltungsansätze sein, um pflanzengeografisch verwandte Arten zur Anreicherung des bestehenden Sortiments zu prüfen und zu verwenden.

In seiner als Lehrbuch gedachten Arbeit beschäftigt sich Kühn zunächst mit der Geschichte der modernen Pflanzenverwendung im 20. Jahrhundert, insbesondere auch mit der Naturgartenbewegung, und spricht verschiedene relevante Themen

34 Die Wirkung dieser Pflanzung auf die Tierwelt dürfte jedoch marginal sein, denn in Manhattan kommen nur noch wenige wilde Tiere vor, sieht man von Ratten, Haustauben, dem Europäischen Star und dem Europäischen Haussperling ab. Von der heimischen Tierwelt ist hauptsächlich das Grauhörnchen übriggeblieben, auch wenn schon einmal ein Koyote im Centralpark auftauchte. »The Gray Squirrel is the only native furbearer to thrive in the cosmopolitan environment. While Manhattan's bears, beavers, wolves, gray foxes, and even chipmunks are long gone, the Gray Squirrel prospers. This is due largely to adapting to human cohabitation.« (Dion et al. o.J., 13)

wie Bodenständigkeit und standortgerechte Pflanzenverwendung an. Doch wird dies nicht weitergehend im Hinblick auf eine praxisorientierte zeitgemäße Verwendung von Pflanzen diskutiert, weil auch hier die allzu detaillierte Beschäftigung mit ›altem‹ weltanschaulichen Ballast vermieden wird. Obwohl die Pionierleistung der Kasseler Schule im Hinblick auf einen standortgerechten Einsatz von Pflanzen anerkannt wird, wird ihr, wie auch dem Naturschutz, ein ideologischer Charakter vorgeworfen. Für Kühn lässt diese Diagnose eine weitere Beschäftigung mit diesen beiden Fachausrichtungen als obsolet erscheinen: Im Fall der Kasseler Schule äußere sich dieser Charakter in einer pauschalen Ablehnung von Gestaltung, während beim Naturschutz auf Basis der Pflanzensoziologie eine Aversion gegenüber fremden Arten ausgebildet worden sei. Deren Verwendung sei aber für (die gärtnerische) Arbeit maßgeblich (vgl. auch Kühn 2013).

Beides ist, wie wir gesehen haben, nicht ganz falsch, in dieser Pauschalität aber auch nicht richtig.³⁵ Erstens kann man schlichtweg beschließen, nur mit heimischen Arten zu gestalten. Man ist dann zwar u.U. etwas eingeschränkt, etwa im Hinblick auf die Herbstblüte. Doch kann man durchaus auch in diesem Rahmen anspruchsvolle Farbkonzepte, Blütenfolgen, Texturen und Strukturen sowie räumliche Gliederungen der Vegetationsflächen entwickeln (vgl. Steiger 2020).

Zweitens kann die Pflanzensoziologie als Disziplin keinesfalls dafür verantwortlich gemacht werden, dass naturschützerische oder freiraumplanerische Positionen dogmatisch werden und dann aus ihrer jeweiligen Perspektive heraus entweder Gestaltung als ›subjektiv‹ und ›irrational‹ ablehnen, oder nur für die Verwendung einheimischer Arten plädieren. Vielmehr entsteht Dogmatismus dann, wenn – meist unerkannt – kulturelle und gesellschaftspolitische Positionierungen als ›naturgegeben‹ gesetzt werden und so eine Debatte über die dahinterliegenden Werte, wie etwa Heimat, verhindert wird. Daher schützt auch ein Gestaltungsanspruch nicht vor Ideologiebildung, denn dass Gestaltung, wie auch der künstlerisch geleitete Entwurf als Methode, per se progressiv sei, ist ebenfalls eine derartige ideologische Setzung. Drittens verkennt Kühn, dass die Vegetationskunde durchaus eingesetzt werden kann, um nicht etwa die Natur nur zu kopieren (Naturdeterminismus), sondern um Vegetationsbestände wissend um ihre natürliche Dynamik bewusst zu beeinflussen und zu nutzen. Das war ursprünglich sogar ihre Hauptintention. Diese wird nicht dadurch außer Kraft gesetzt, dass Tüxen der Auffassung war, dass in vielen Landschaften die Pflanzendecke aus ihrem Gleichgewicht gebracht worden sei, welches sie unter natürlichen Verhältnissen oder unter einer den natürlichen Kräften angepassten Bewirtschaftung besäße, sodass es wiederherzustellen sei. Und auch aus der Zielsetzung, dass ein derartiger Umgang mit Vegetation

35 Zur Debatte über die fremden Arten 24 Jahren nach Erscheinen von »Das Fremde und das Heimische« (Körner 2000) vgl. Körner (2024) sowie die vorausgegangenen Kapitel über das Naturgärtnern sowie die naturnahe Pflanzenverwendung.

»zur Reinigung der deutschen Landschaft von unharmonischen Fremdkörpern und zur Förderung einer bodenständigen Wirtschaft« erforderlich sei, folgt *nicht* notwendig eine Unterordnung unter die Natur. Dies gilt, obwohl gleichzeitig gefordert wurde, die Wirkung dieser »willkürlichen Eingriffe aufzuheben oder doch soweit wie möglich abzuschwächen« (Tüxen 1939, 209),

um die Erhaltung der »natürlichen Pflanzengesellschaften« sicherzustellen. Zwar war Tüxen der Meinung, dass diese Erhaltung deshalb zwingend sei, weil die menschlich bedingten Assoziationen stets »die Tendenz zeigen« würden, sich wieder in natürliche zurückzuverwandeln (Tüxen 1935a, 7), sodass man dieses Zitat schon so lesen kann, als würde hier eine Unterordnung menschlicher Kultur unter die Natur postuliert. Doch diente er seine Wissenschaft gerade auch der seinerzeit neu entstehenden Landschafts*gestaltung* als Instrument bei der landschaftlichen Einbindung von Nutzungsstrukturen an. Jedoch hieß hier Einbindung, dass die Eigenart der Landschaft weiter auszugestalten und nicht etwa nur zu konservieren ist.

Das beste Beispiel dafür, dass die Pflanzensoziologie auch im urbanen Raum genutzt werden kann, um Standorte einzuschätzen und Pflanzenbestände planvoll zu beeinflussen, ist weiterhin die Kasseler Schule. Sie schätzte daher die sich von selbst einstellende Spontanvegetation als Ausdruck des Standortpotentials, reicherte sie aber mit passenden anderen, ästhetisch attraktiven und lokal bewährten Arten an. Diese Praxis kann man durchaus auch als Gestaltung interpretieren, selbst wenn keine künstlerische Originalität angestrebt wird, wie in der naturalistischen Pflanzenverwendung. Daher wurden Naturvorbilder nicht visuell genutzt, um sie künstlerisch zu überhöhen, sondern Räume wurden zunächst mit dauerhafter Vegetation, vorzugsweise mit Bäumen, strukturiert, um dann, wenn staudige thermophile Arten eingesetzt wurden, keineswegs »bildhaft« einfach nur einen Trockenrasen zu imitieren. Vielmehr wurden diese Vegetationsbestände als Teil einer gebrauchsfähigen Freiraumausstattung aus *pragmatischen* Gründen auf mageren Substraten eingesetzt, die sich der den Freiraum umgebenden Architektur als städtebaulich manifestierte Nutzungsstruktur anpasste und sich mit ihr auch sukzessiv veränderte.

Auch die Naturgartenbewegung der 1980er Jahre zeigt, dass die Ablehnung »fremder« Arten, die zudem keineswegs so einheitlich ausgeprägt war, wie immer gedacht wird, wenig mit der Pflanzensoziologie als Wissenschaft zu tun hat. Vielmehr sind es auch hier bestimmte *weltanschaulichen Präferenzen*, die Dogmatismus bewirken, so etwa die Annahme einer organischen Ganzheit der Natur bei Schwarz (1980), die sich landschaftlich in bestimmten Biotopen mit spezifischen »heimischen« Arten ausprägt. Aber schon beim zweiten maßgeblichen Autor der damaligen Naturgartenbewegung, bei Le Roy, spielt, wie dargelegt, die Herkunft der Pflanzen keine entscheidende Rolle, weil er die Förderung der *natürlichen Pro-*

duktivität, d.h. die Verwildlungsfähigkeit der Naturgärten ins Zentrum seines Ansatzes stellte (vgl. Le Roy 1978).

Eigentlich hätte die ›ökologisch‹ motivierte Naturgartenidee als Operationalisierung des Naturschutzes im engeren Sinne, also als Arten- und Biotopschutz im Garten, Anteil an dessen Verwissenschaftlichung haben müssen. Dies war jedoch kaum der Fall, weil sie weniger an Erkenntnis interessiert war, als vielmehr deziisionistisch an der Weltveränderung. Damit stand der Artenschutz im Mittelpunkt des Interesses, doch entstand auch ungewollt ein eigener Stil in der Gartengestaltung, gekennzeichnet durch mehr ›Wildheit‹. Es wurde also in jedem Fall gestaltet, nur eben anders und basierend auf anderen Werten als in der Landschaftsarchitektur. Gerade angesichts der Möglichkeit, die Artenzahlen und Standorte auch im Naturgarten künstlich zu steigern, ist die pauschale Einschätzung dieser Form der Naturgartenbewegung als dogmatisch gestaltungsfeindlich völlig unangemessen, egal was man von dieser Art von Naturgärtnerei hält. Nur steht hier eben nicht die ›Kunst‹ im Mittelpunkt des Interesses, obwohl oben derartige Gärten als gekünstelt bezeichnet wurden, sondern allein das Artenspektrum.

Obwohl also sowohl die Kasseler Schule als auch die Naturgartenbewegung der 1980er Jahre *faktisch* auf die ein oder andere Art ›gestaltet‹ haben, verschweigen sie dies bzw. ignorieren es bei ihrer Selbstdarstellung. Kühn müsste hier schon mehr hinter die Fassade schauen und nicht nur genauer klären, was er selbst unter Gestaltung versteht, sondern müsste in einem hermeneutischen Sinne genauer auf die Logik der jeweiligen Ansätze eingehen können. Seine ungenaue begriffliche Ausgangslage hat aber den vermeintlichen Vorteil, analog zur Strategie der Landschaftsarchitektur die Suggestion aufrecht zu erhalten, Gestaltung schütze per se vor Ideologisierungen und sei daher ausschließlich innovativ. Dabei ist auch hier ebenfalls völlig unklar, was Innovation genau heißt. Insofern ist schon an diesem Punkt seine eigene Position ideologisch. Ein hermeneutisch verorteter kritischer Standpunkt wäre hingegen gerade auch in der Abgrenzung zu politisch unliebsamen Positionen wichtig, denn auch die nationalsozialistische Landschaftsgestaltung war ja explizit gestaltungsorientiert, wenn auch nicht auf den gesellschaftlichen Fortschritt im Sinne zunehmender Emanzipation der Individuen ausgerichtet. Doch war sie technologisch auf der Höhe ihrer Zeit. Dazu gehörte auch die Verwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse als Basis der Pflanzenverwendung, also die der Vegetationskunde, was wegen der Aversion gegen den vermeintlichen Naturdeterminismus leicht übersehen wird. Auch wäre bei etwas genauerem Hinschauen schnell klar, dass die landschaftsarchitektonischen Glorifizierungen des Lebens im Allgemeinen, des Lebens in der *polis* im Besonderen³⁶ sowie die amerikanischen Pionierideologie mit ihrem kaum versteckten Rassismus³⁷ keineswegs als das gelten kön-

36 Vgl. Kap. 1.3.

37 Vgl. Kap. 4.1.2.

nen, als was sie ausgegeben werden, nämlich als umfassende Theorien modern-fortschrittlicher Existenzweise. Und wenn dann in der Landschaftsarchitektur methodisch nichts Anderes als der Entwurf Geltung hat, dann heißt das gerade nicht, dass diese Art der Erkundung »neuer Welten« (Sieverts 2001, 183),³⁸ politisch unangreifbar wäre.

Ebenso wenig schützt auch eine scheinbar rein pragmatisch motivierte Rückführung der Pflanzenverwendung »auf sich selbst« (vgl. dazu auch Bouillon 2013), d. h. auf ihren »eigentlichen Gegenstand«, vor Ideologiebildung. Denn auch hinter einem vermeintlich rein »sachbezogenen« Pragmatismus stecken entsprechende Positionierungen.³⁹ Und da sein zentraler Wert *empirisch nachweisbarer Nutzen* ist, gerät Kühn in Widerspruch zu sich selbst, weil eben das heißt, dass nun aus dieser Perspektive die gestalterische Freiheit beschnitten und Zwecken unterworfen werden kann. Denn Nutzen wird durch das Verhältnis von Aufwand und Ertrag kalkuliert, was vom Prinzip her in die strategisch-instrumentelle Planung führt. Dieser gilt Gestaltung als irrational, weil sie nicht intersubjektiv nachvollziehbar ist. Oder aber die Berücksichtigung von Nutzenkalkülen mündet als *Gestaltungsansatz* in den Funktionalismus. Dessen politisches Ziel bestand in der inhaltlichen Bindung an die Verbesserung der allgemeinen Lebensverhältnisse durch die Herstellung kostengünstiger, gleichwohl aber ästhetisch arrivierter Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs. Da Gestaltung somit nicht nur Nutzenkalkülen, sondern immer auch einem politischen Zweck unterworfen ist, ist sie keinesfalls eine »freie Kunst«. Das führte u. a. dazu, dass Migge als Funktionalist seinerzeit das »Kunstbrimborium« der eigenen Zunft abgelehnt und für die sparsam-funktionale *Organisation* von Gärten plädiert hatte. Dieser Haltung schloss sich später die Kasseler Schule an, um jeden »von oben« kommenden und als elitär aufgefassten Gestaltungsanspruch im Kontext administrativer Einflussnahme auf die konkrete Lebenswelt zu bekämpfen. Indem sie aber die Organisation zweckmäßiger Freiräume nicht als Gestaltung verstand, wird die architektonische Komponente deren Herstellung geleugnet, um so (vermeintlich) die antitechnokratische Ausrichtung der Freiraumplanung und damit auch ihren demokratischen Auftrag abzusichern. Dazu berief man sich auch fälschlicherweise auf Veblens Begriff der »ökonomischen Schönheit« und auf seine Kritik des verschwenderischen Lebensstils gesellschaftlicher Eliten. Doch kann, wie wir gesehen haben, auch das Ziel einer sparsam-zweckmäßigen Lebensführung in ein unpersönliches Gesellschaftssystem führen, das durch »alternativlose« ökonomische Zwänge dominiert wird.⁴⁰ Das ist das Gegenteil dessen, was die Kasseler Schule anstrebte und was wohl auch kaum Kühn vorschwebt.

38 Vgl. Kap. 4.1.

39 Vgl. Kap. 5.2.2.

40 Vgl. ebd.

Ein Diktat der Sachzwänge ist mit der Forderung nach gestalterischer Freiheit nicht vereinbar, und da Kühn die jeweiligen weltanschaulichen Kontexte der von ihm kritisierten Ansätze nur ansatzweise rekonstruiert, können diese nicht nur unzureichend aufeinander bezogen, sondern auch keine konkreten Lehren für die eigene Position gezogen werden. So entsteht bei ihm eine ideelle ›Lehrstelle‹, die alternativ ausgefüllt werden muss, um die durch Gestaltung vertretenen Werte auch in der konkreten Pflanzenverwendung deutlich zu machen. Damit wird allerdings auf seiner reflexionsfreien Basis eigenen Ideologisierung Tür und Tor geöffnet: So führt er ein Ziel ein, das vermeintlich politisch unbelastet allgemein akzeptierte ›höhere‹ Werte mit praktischen Interessen umfassend zu verbinden scheint (vgl. Kühn 2013). Dieses ist – zwar wenig originell, aber auch kaum zu umgehen – das der *Nachhaltigkeit*. Allerdings ist gerade dieses nicht dazu geeignet, klare Abgrenzungen zu den von ihm kritisierten Ideologisierungen herzustellen, denn Nachhaltigkeit kann zum einen rein technisch im Sinne des Ressourcenschutzes operationalisiert werden. Dann zählen ausschließlich ökonomische Effizienzkriterien und damit ›Sachzwänge‹ als Maßgabe politischer oder planerischer Entscheidungen im Umwelt- und Ressourcenschutz. Zum anderen würde aber auch der Naturschutz beanspruchen, dass das, was er tut, zur Nachhaltigkeit beiträgt, und zwar in einem ›umfassenden‹ Sinne. Denn er hat keineswegs allein ökonomische Effizienz zum Ziel, sondern letztlich eine ökologisierte Form von *cultura*, die als Arten- und Biotopschutz operationalisiert wird. Doch kann auch der Arten- und Biotopschutz ausgesprochen technokratisch als Maximierung von Artenzahlen und Abundanz oder auch als Förderung ausgewählter Arten betrieben werden. Bei der Naturgartengestaltung kann das dann bedeuten, dass die Idee der Eigenart verlassen und die Zahl der Standorte künstlich gesteigert wird. Im Gegenzug aber könnte gerade die Kasseler Schule mit gutem Recht ein nachhaltiges Vorgehen für sich reklamieren, weil für sie eine lebensweltlich behutsame und ressourcenschonende Planung sowie für den Einsatz bewährter lokaler Materialien und Pflanzen eintrat. Und schließlich gibt es sehr gute Gründe dafür, das Prinzip der Nachhaltigkeit gerade in der bodenständigen Pflanzenverwendung besonders verwirklicht zu sehen (Standortbezogenheit und Regionalität, Pflegeleichtigkeit und Kostengunst, Nutzbarkeit und Dauerhaftigkeit der Vegetationsausstattung sowie Einbezug der kulturellen Bedeutung von Räumen in das gestalterische Kalkül). Allerdings war diese Idee in ein völkisches Weltbild eingebunden. Damit und mit der Weiterentwicklung der Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen müsste man sich dann beschäftigen. Auch hier müsste also Kühn viel mehr differenzieren und sehr viel genauer sagen, von welcher ideellen Basis er ausgeht und was er dann eigentlich unter Nachhaltigkeit versteht, wenn er die genannten Fachausrichtungen als ›dogmatisch‹ versteht und suggeriert, ›Nachhaltigkeit‹ könne in irgendeiner Form ›unbelastet‹ genutzt werden, sei also geeignet, um sich von diesen Ausrichtungen abzusetzen.

Ganz allgemein wird in der Pflanzenverwendung Nachhaltigkeit als Arbeit mit der natürlichen Dynamik eines Pflanzenbestandes verstanden, die durch den nutzenden und pflegenden ›Menschen‹ in seinem Sinne beeinflusst wird (vgl. Bouillon 2007). Ziel ist entweder die ›umweltverträgliche‹ Produktion von Lebensmitteln, Bau- und Brennstoffen, oder die Etablierung sich weitgehend selbst stabilisierender Zierpflanzungen. Ihre Verwirklichung sowie die Erhaltung von naturschutzrechtlich wertvollen Vegetationsbeständen oder die Gebrauchsfähigkeit und die leichte Pflegebarkeit von Freiräumen mit ihren robusten Vegetationsbeständen sind als Ziele grundsätzlich deckungsgleich mit *cultura* im Sinne eines sorgsamem Umgangs mit örtlichen Naturbedingungen. Das ist die weltanschauliche Basis aller Subdisziplinen der Landschaftsentwicklung. Statt daher präzise zu sagen, wie er der vielfach historisch vollzogenen Ideologisierung dieser Basis entgehen will, fällt Kühn in die übliche, sehr allgemeine Vermischung der funktional-technischen und der symbolisch-kulturellen Dimensionen von Nachhaltigkeit zurück:

»Unfortunately, many of these new approaches merely served a decorative purpose and have not been exploited beyond their ornamental value. Searching for a link to the ›spirit of the place‹ is futile. Examples, where the use of plants led to a satisfactory design solution are rare, as in the park on the side of the former Riem Airport in Munich, or the High Line in New York.« (Kühn 2013, 153–154)

Zunächst kritisiert er also, dass die herkömmliche Pflanzenverwendung meist rein ästhetisch-dekorativ motiviert ist. Das gilt aber hauptsächlich für die Pflanzenverwendung, die in gärtnerischer Tradition steht, weniger aber für die naturgärtnerische, die zwar ebenfalls aus dieser Tradition kommt und ›alternative‹ Ziergärten anlegt, jedoch vor allem Artenschutz und teilweise Verwilderungsprozesse im Garten zum Ziel hat. Ebenso wenig kann die Pflanzenverwendung der Kasseler Schule als rein ästhetisch bezeichnet werden, weil sie insbesondere Gebrauchsaspekte bedenkt und *in diesem Rahmen* die Akzeptanz von ›wilden‹ Vegetationsbeständen durch die Ansaat attraktiv blühender Arten zu erhöhen versucht.

Die von Kühn wiederum als Beispiel von Nachhaltigkeit angeführte Iris-Minzen-Pflanzung von Heiner Luz am Ufer des Badesees in München-Riem ist hingegen ein Musterbeispiel einer rein ästhetisch ausgerichteten Anlage. In sie wurden z. B. Silberweiden (*Salix alba*) und Grauerlen (*Alnus incana*) als Solitäre gepflanzt. Erstere treten in der Münchener Schotterebene als Pionierbäume auf. Auch die Grauerle ist ein Pionierbaum, der anstelle starker Versamung wie bei den Weiden die Strategie der Bildung von Wurzeläusläufern verfolgt. Beide Arten können so zügig Flächen erobern. In der gesamten Pflanzung kamen daher nach der Einweihung des Riemer Parks 2005 schnell Weidensämlinge und Äusläufer auf. Wären sie nicht durch Pflege immer wieder entfernt worden, hätten sie in kurzer Zeit die Pflanzung überwachsen, sodass sich auch hier das altbekannte Problem der Biotoppflege zeig-

te, nämlich dass die Erhaltung gewünschter Naturzustände den mühsamen Kampf gegen die natürliche Sukzession erfordern.⁴¹ Von Natur aus würde also das Ufer des Badesees schnell dicht bewachsen, bis dann andere Bäume, die im Schutz der Pionierbäume keimen können, die Regie übernehmen.

Insgesamt ist diese Pflanzung somit ein Paradebeispiel für die Dominanz ästhetischer Interessen im naturalistischen Stil, denn Silberweiden sind zwar typisch für (gestörte) Gewässerränder und Kiesbänke, passen aber mit ihrem silbrigen Laub hervorragend zu den anfänglich flächig verwendeten blauen *Iris sibirica*. Diese standen in komplementärem Kontrast zu gelbgrün blühender Sumpf-Wolfsmilch (*Euphorbia palustris*) und dem ebenso blühenden Weichen Frauenmantel (*Alchemilla mollis*). Die ausgedehnte Staudenfläche, die im Grundsatz den Lebensbereichen (sonnige) »Freifläche« mit einigen Gehölzen und »Gewässerrand« entspricht und die von einem Uferpfad durchschnitten wird, die aber eigentlich bei Anlage ein sehr großes »Beet« war, also dem künstlichsten Lebensbereich entsprach, ist daher nur mit einigem Aufwand zu stabilisieren. Sie würde sich nicht nur schnell mit Baumaufwuchs bestocken, sondern, da es sich um eine Böschung an einem Gewässer handelt, auch intern differenzieren, denn ihr Fuß ist feucht, die Krone hingegen trocken. Durch die sich entwickelnde Baumschicht würde dann die Fläche zusätzlich verschattet, was die angepflanzten Stauden nur bedingt vertragen. Je älter also die Bäume werden und je mehr Samen und Ausläufer sie dann produzieren, desto größer wird der Pflegeaufwand, sodass von einem sich selbst stabilisierenden Bestand keinerlei Rede sein kann. Denn die bei Hochstauden übliche regelmäßige Mahd einmal im Jahr wäre nicht ausreichend, um die Sukzessionsdynamik, d.h. die Gehölze dauerhaft in Schach zu halten, da Weiden sehr stark wieder austreiben, wenn sie nur gekappt werden; eine Eigenschaft, die man bei Kopfweiden nutzt. Arten, die Ausläufer bilden, reagieren hingegen auf Schnitt genau damit. Langfristig würde also im Rahmen der erwartbaren Sukzession entweder ein Gehölzgürtel entstehen, in dem sich Relikte der ursprünglich eingebrachten Arten finden würden. Der Pflanzenbestand und auch das »Bild« der Vegetation wären dann weitgehend verändert. Oder aber die ursprüngliche Gestaltung müsste, zusätzlich zu einem Rückschnitt im Herbst oder Frühjahr, im Sommer gejätet werden, um Baumschösslinge und unerwünschte Wildkräuter zu entfernen. Dies ist übliche gärtnerische Praxis, wäre aber bei der Größe der Fläche sehr arbeits- und damit kostenintensiv. Alternativ könnte zweimal im Jahr gemäht werden. Die geplante Vegetationsstruktur bliebe dann zwar erhalten, in der Krautschicht würde sich aber ein Wiesenbestand mit ganz anderen Arten etablieren, die zudem einen Gradienten von feuchtem Böschungsfuß zu trockener Kante ausbilden würden.

Es überraschte daher nicht, dass bei einem Besuch der Fläche im Sommer 2022 die Grundstruktur der Pflanzung zwar noch erkennbar war und die gepflanzten Sil-

41 Vgl. Kap. 4.2.2.

berweiden zu ansehnlichen Bäumen herangewachsen waren. Silberweidensämlinge und Ausläufer der Grauerle waren offensichtlich (immer wieder) selektiv entfernt worden. Dennoch waren zahlreiche Exemplare andere Pioniergehölze zu finden, wie Birke (*Betula pendula*), Salweide (*Salix caprea*) und Blutroter Hartriegel (*Cornus sanguinea*). Von der ehemaligen Staudenpflanzung war hingegen nicht mehr viel zu sehen, vor allem einige Exemplare von Frauenmantel und Sibirischer Iris. Letztere kam mit schwachen Individuen noch flächig vor. Ab dem Uferpfad aufwärts hatten sich hingegen Arten trockener Wiesen und Säume durchgesetzt, die aus den ehemaligen Ansaaten des näheren Umfeldes eingewandert waren. An der Wasserlinie hatten sich hingegen Binsen- und Schilfbestände etabliert, sodass eine deutliche Trennung zwischen trockenen und feuchten Bereichen erkennbar war. Das hätte man auch durch standortgerechte Pflanzungen und Ansaaten gleich haben können.

Ähnlich und anders zugleich liegt der Fall bei der High Line in New York. Hier handelt es sich, wie bereits erwähnt, um einen besonders trockenen Standort auf aufgeständerten Bahngleisen, also im Kern um eine intensive Dachbegrünung mit Gehölzen und hochwüchsigen Stauden. Als solche ist sie nur mit einem hohen Pflegeaufwand (Wässern, Jäten, Düngen) zu erhalten und dadurch keinesfalls ressourcenschonend. »Nachhaltig« wäre hier gewesen, aus dem ursprünglichen Bestand aus spontanen Pflanzen zu lernen, weil dieser standortangepasst war. Er wurde jedoch zumindest bei den ersten beiden Bauabschnitten vor der Pflanzung entfernt. Auch hier dominieren ästhetische Interessen, weil es sich um eine naturalistische Pflanzenverwendung und um ein bestimmtes Konzept handelt, das den räumlichen Wechsel verschiedener Staudenfluren und Gehölzbeständen vorsieht. In einer derart hochverdichteten Stadt hat eine pflegeintensive Anlage sicherlich eine Berechtigung. Die Popularität der Highline ist auch entsprechend groß, doch ist sie ebenfalls keineswegs nachhaltig im Sinne einer ressourcensparenden Anpassung an den Standort und damit einer einigermaßen dauerhaften Stabilität ohne permanente starke Eingriffe. Daher sind in der Vegetationsperiode vor allem früh morgens, bevor die Touristenströme einsetzen, viele Pflegekräfte aktiv, die jäten, schneiden, wässern und düngen.

Beide Anlagen haben mit einer standortgerechten Pflanzenverwendung lediglich gemein, dass sie »symbolisch« an den Kontext der Eigenart appellieren: Die Iris-Minzen-Pflanzung soll das Thema Gewässerrand gestalterisch überhöhen, auf der High Line werden u. a. Präriestauden und nordamerikanische Gehölze verwendet, etwa Sumach (*Rhus typhina*), der außerhalb von New York City als Pionierpflanze in verbuschenden Freiflächen oder an Straßenrändern auftritt. Die durch die Pflanzensoziologie oder die Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen nahegelegte Konsequenz, standortgerechte Pflanzen zu verwenden, würde z. B. bei der Iris-Minzen-Pflanzung bedeuten, statt *Iris sibirica* die Art *Iris pseudacorus* einzusetzen. Diese könnte sich am Gewässerrand dauerhaft etablieren, je nach Ausbreitung des Schilfgürtels, aber sie blüht nicht blau, sondern gelb. Das passt u. U. nicht in das

vorgesehene Farbkonzept der komplementären Kombination blauer Iris mit gelbgrün blühenden Stauden. Da aber auch Kühn die gestalterische Freiheit wichtiger ist als die ökologische Anpassung an den Standort, denn das wäre ja u.U. Naturdeterminismus, stößt er sich nicht an dieser ästhetischen Zielsetzung, obwohl er sie eigentlich kritisiert. Vielmehr beschreibt er die Bedeutung der kulturell und geschmacklich geprägten Auswahl von Pflanzen ebenfalls äußerst allgemein, um darüber hinwegzutäuschen:

»Plants are, in effect, extremely uncontemporary because they challenge our hope of a tamed or indeed tamable environment. Above all, they contradict the notions of spontaneity, flexibility, and mobility. They do not need or tolerate innovation – they require a stable environment in order to grow and develop, perhaps bloom, reproduce, become old, and finally die. In human-built open spaces, plants need people to care for them and remain committed to them for the duration of their lives. Hence it is currently very difficult for plants to establish themselves as an important material in open spaces.« (Ebd., 145)

Pflanzen stehen also – wenig überraschend – für das Werden und Vergehen in der Natur, letztlich für das Leben ›an sich‹ sowie, da sie eine besondere Sorge des Menschen erfordern, auch für ›Kultur‹. So gesehen wäre das Verschwinden der ursprünglichen Pflanzung keine Missinterpretation des Standortes und einer falschen Artenauswahl, sondern schon fast ›natürlich‹. Es setzt sich ja ›irgendwie‹ mehr ›Naturnähe‹ durch, wenn das »Beet« nun doch zu einer gehölzdurchsetzten »Freifläche« wird. So aber ließe sich jede scheiternde Pflanzung rechtfertigen. Die Aussage wiederum, dass Pflanzen eine stabile Ordnung benötigen würden, ist zudem wenig nachvollziehbar und sagt mehr über die Werte Kühns aus, als etwas über ihre realen Eigenschaften. Denn das trifft vor allem auf gärtnerisch ausgelesene Zierpflanzen zu, bei deren Pflanzung dann nicht mit der Vegetationsdynamik gearbeitet werden kann, sodass der geplante Zustand aufwändig stabilisiert werden muss. Und auch dann ist Stabilität nur bedingt gegeben, weil gärtnerisch ausgelesene Arten und Sorten sich i. d. R. nur bedingt reproduzieren und eine intensive Pflege oft nicht lange durchgehalten wird. Kühns Zitat verdeutlicht also, dass er sich wie die naturalistischen Pflanzenverwendung aber eben auch wie die Naturgärtnerei ausschließlich in einem ziergärtnerischen Horizont bewegt, jedoch im Gegensatz zur Naturgartenbewegung nicht Artenschutz betreiben will, sondern ästhetisch ausgefeilte Pflanzungen bevorzugt, obwohl er wiederum diesen Ästhetizismus kritisiert. Da beim Ausbleiben der Pflege, d.h. ohne Mahd und Jäten, die Vegetation auf pflanzensoziologisch beschreibbare Klimaxgesellschaften zusteuern würde, also meistens in Richtung eines Waldstadiums, würde sich in Riem letztlich ein Erlengürtel mit Übergang etwa zu urbanen Ahornbeständen entwickeln – wobei allerdings in urbanen Räumen ein entsprechender Endzustand der Artenausstattung

bislang noch eine unbekannte Größe ist. Die in den Übergangsstadien vorkommenden Pioniergesellschaften und Hochstaudenfluren sind hingegen *bestens* an veränderliche Umwelten und Störungen angepasst, sodass sie auch keine Hilfe benötigen, um sich zu etablieren. Deshalb werden Pflegeeingriffe, vor allem dann, wenn sie diskontinuierlich sind, schnell wieder überwachsen. Die Kasseler Schule hat dagegen gezeigt, dass man sogar mit Zierpflanzen auf instabile Verhältnisse reagieren kann, indem vor allem Arten mit einem hohen Reproduktionspotenzial genutzt werden, die verwilderungsfähig sind und daher schnell durch Nutzung ›gestörte‹ Standorte zurückerobern können, wenn die Störung wieder nachlässt. Nur muss man dann eben bestandsinterne Dynamiken zulassen. Das können Gärtner oft nicht, zumal ›Kultur‹ als zentrales Deutungsmuster der Landschaftsentwicklung konservative Werte ausdrückt und *daher* (gesellschaftliche) Stabilität angestrebt wird.⁴² Diese muss sich aber in der Moderne immer mit technologischem Fortschritt verbinden, sodass sich der Gestaltungsauftrag ergibt, die Tradition immer weiterzuentwickeln. Es verwundert also nicht, dass Kühn dann ausführt, man kämpfe mit neuen Konzepten wie »Nachhaltigkeit«, »Aufmerksamkeit« oder »Resilienz« um die Versöhnung des Unversöhnlichen, »to continue the exploitation of resources and the basic foundations of life, while still ensuring wellbeing and security«. Pflanzenverwendung wirke »conservative, even reactionary.« (Kühn 2013, 146) Für Kühn ist das kein Problem, gehe es doch im Endeffekt um »the conservative and the progressive, because recourse to reliable, familiar images and clear spatial situations will at least temporarily provide the security we need, while the search of innovative aesthetic challenges opens the path for new perspectives.« (Ebd., 147) Damit ist auch hier die in der Landschaftsarchitektur vorhandene Tendenz zu beobachten, mit großen Worten geistige Unabhängigkeit und hohe Bedeutung zu suggerieren, um letztlich Altbekanntes als umstürzende Neuigkeit zu verkaufen.

So scheint auch in diesen Äußerungen die ›alte‹, offenkundig aber weiterhin aktuelle Ideenstruktur des Heimatschutzes wieder auf, nämlich, dass es die Aufgabe von Gestaltung ist, eine Vermittlung des Tradierten mit modernem Fortschritt, von gesellschaftlicher Stabilität und Dynamik zu bewerkstelligen. Eigenart und Vielfalt, die Kühn allerdings als Werte nicht explizit benennt, sind dann das Maß eines gelungenen Festhaltens am Bestehenden und seiner immer weiteren Vervollkommnung. Sein Eingeständnis, dass es sich hier um eine konservative Struktur handle, ist zwar respektabel, weil nicht üblich, doch fragt sich, wie verhindert werden soll, dass diese wiederum ideologisch ausgelegt wird. Reaktionär wird diese Struktur dann, wenn Stabilität oberste Priorität hat und jede Form von Fortschritt bekämpft wird. Kühn demonstriert somit ungewollt, wie trotz des Wunsches nach mehr sachlichem Objektbezug und bei aller scheinbar unverfänglichen Abstraktheit seiner Ausführungen die politische Dimension von Planung selbst in einem so

42 Vgl. Kap. 1.1.

handwerklich-praktischen Fach wie der Pflanzenverwendung zum Tragen kommt. Da hilft es dann gerade nicht, sich den landschaftsarchitektonischen Legitimations- und Vermarktungsstrategien anzuschließen und ›naiv‹ in gestalterischer Innovation im entwurflichen Sinne einen Ausweg zu suchen. Vielmehr müsste gezeigt werden, wie eine rein ästhetisch motivierte Herangehensweise, die er ja eigentlich selbst nicht gutheißt und die auch der Heimatschutz nicht vorsah, zu Gunsten von mehr Funktionalität kontrolliert werden kann, ohne dass Sachzwänge die Oberhand gewinnen. Andernfalls kann man dann eben nur auf die überzogene Selbststilisierung der Landschaftsarchitektur hereinfallen.⁴³ So erweist sich auch hier, dass die Forderung nach gestalterischer Freiheit nicht von theoretisch geleiteter Reflexion entlasten kann, wie Kühn meint (vgl. ebd., 149). Eine Revolutionierung der Pflanzenverwendung rückt auf dieser Basis jedenfalls in weite Ferne.

Demgegenüber wäre eine reflektierte Positionierung gegenüber den Versprechungen umstürzender Neuerungen sehr vorsichtig. Denn i.d.R. lösen sich diese bei näherem Hinsehen in Luft auf. So auch hier und so verwundert es nicht, dass Kühn (2013, 148) als letztendliches Ziel der Pflanzenverwendung die Gestaltung eines »arcadian-like paradise or cosmic« vorschlägt, selbst wenn er gleich wieder auf die »transzendental notion of the nature within a new context« verweist. Nichts Neues also, wobei allerdings zu bemerken ist, dass die Landschaftsarchitektur alles unternommen hat, um sich von vermeintlich rückwärtsgewandten arkadischen Bildklischees abzuwenden, um ihren Innovationsanspruch zu untermauern. Es wäre interessant zu erfahren, wie sich Kühn dazu genau positioniert. So aber zeigen seine Ausführungen einmal mehr, dass der disziplinäre Fortschritt in der Landschaftsentwicklung weitgehend darin besteht, das bewährte Deutungsmuster von *cultura* – und in diesem weiteren Sinne das der Nachhaltigkeit – auf immer wieder neue Kontexte anzuwenden und dabei zu modifizieren. Da ihm zufolge in der Pflanzenverwendung Aspekte von funktionaler und kultureller Nachhaltigkeit zu verbinden sind, müssen letztendlich – obwohl er dies so nicht benennt – standortbezogene Eigenart und Artenvielfalt mit Ressourcenschonung (Herstellungs- und Pflegeaufwand) gekoppelt werden. Deshalb kommt er auch wiederholt auf das historische Vorbild der Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen von Hansen zu sprechen (vgl. ebd., 144, 152, 155), ohne es genauer zu behandeln. Hansen nutzte allerdings die Pflanzensoziologie, nicht nur um Listen von standorttypischen Pflanzenkombinationen zu erstellen, sondern auch zur Minimierung des Pflegeaufwandes.⁴⁴ Das heißt dann aber in jedem Fall, dass man lernen muss, mit der *natürlichen Dynamik* zu arbeiten und dass unter dieser Voraussetzung nur bedingt stabile Vegetationsstadien etabliert werden können.

43 Vgl. Kap. 1.3; 4.1.

44 Vgl. Kap. 8.1.2.

Eine wissenschaftliche Alternative, die scheinbar einfacher ist als die Übertragung vegetationskundlicher Erkenntnisse auf die landschaftsarchitektonische Pflanzenverwendung und die unter der Hand auch die beschriebenen politisch-weltanschaulichen Probleme zu lösen verspricht, bietet die Theorie von Grime, auf den sich Kühn bezieht. Sie klassifiziert nicht etwa ortsgebundene Pflanzengesellschaften, sondern ist *individualistisch* auf einzelne Arten bezogen. Dabei werden grundsätzlich drei genetisch fixierte Überlebensstrategien identifiziert. Diese sind dann dafür verantwortlich, wie die Arten im Kampf um Ressourcen koexistieren können, sodass sich auf dieser Basis auch künstliche Pflanzenbestände konzipieren lassen. Es handelt sich um den Umgang mit *Stress* (Trockenheit), *Störung* (mechanische Entnahme bzw. Zerstörung von Biomasse etwa durch Beweidung) und *Konkurrenz* der Arten untereinander, sodass grundsätzlich stress- und störungsangepasste Pflanzen sowie Konkurrenzstrategen existieren, häufiger aber auch Mischtypen. Auf Basis der Kenntnis dieser Strategien sollen in Verbindung mit den Lebensformen und dem Ausbreitungsverhalten der Pflanzen Pflanzenkombinationen nicht nur ästhetisch ansprechend, sondern auch ökologisch sinnvoll zusammengestellt werden, damit sie sich dann auch selbst stabilisieren können (vgl. ausführlich Kühn 2011, 61–97).

Diese deutlich ›liberale‹, nicht von festgefügtten natürlichen ›Gemeinschaften‹ ausgehende Herangehensweise ist zunächst plausibel, denn beim Gärtnern wurde schon immer derartiges Wissen, z.B. über wuchende, ›flüchtige‹ oder sehr langlebige und an und ihrem Standort verbleibende Pflanzen gesammelt. Dieses Wissen wurde als konkrete Erfahrung intuitiv verwendet, nenne man es »Gartenökologie« (Gerritsen) oder »Kundigkeit« (Kasseler Schule). Inwiefern jedoch die Grimesche Theorie eine ›ideologiefreiere‹ und wesentlich einfacher anzuwendende wissenschaftliche Grundlage sein soll als die Pflanzensoziologie und die auf ihr aufbauende Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen, erschließt sich nicht. Denn für die Pflanzenverwendung müssten nicht nur die Wildarten, die Grime klassifiziert hat, sondern vor allem auch alle gärtnerischen Auslesen, d.h. *Sorten* und *Hybride*, die definitionsgemäß immer von den Eigenschaften der Stammeltern abweichen, den Konkurrenzstrategien zugeordnet werden. Eine Wildart kann z.B. eine typisch kurzlebige Konkurrenzstrategin mit hoher Samenproduktion sein, während eine von ihr abstammende Sorte steril und dadurch langlebiger sein kann. Oder aber die Strategie einer Art kann darin bestehen, mit starker Ausläuferbildung schnell Flächen zu erobern, während sie bei der von ihr abstammenden Kultursorte weggezüchtet wurde, weil sie in räumlich begrenzten Gartensituationen ausgesprochen lästig sein kann. Es könnte aber auch sein, dass eine Wildart horstig wächst, bei ihrer Kultursorte eine gewünschte ästhetische Eigenschaft jedoch ungewollt mit Ausläuferbildung verbunden ist usw. Eine derartige umfassende Klassifizierung des sich ständig und schnell ändernden gärtnerischen Sortiments mag daher vielleicht theoretisch weniger anspruchsvoll sein, sie ist aber im Be-

reich Pflanzenverwendung praktisch eine potentiell unendliche, wenn nicht sogar unbewältigbare Aufgabe. Daher erklärt sich die Anziehungskraft der Grimeschen Theorie weniger mit ihrer einfacheren Anwendbarkeit, sondern vielmehr damit, dass sie ›individualistischer‹, d.h. auf die Natureigenschaften *einzelner Arten bei der Nutzung von Ressourcen* bezogen ist und so *ideologisch* besser zu dem angestrebten ideologiefreien ›offeneren‹ Pragmatismus zu passen scheint.

Es zeigt sich also wieder einmal nicht nur, wie schnell Theorien unreflektiert weltanschaulich instrumentalisiert werden, sondern auch, wie bei aller gewünschten konservativen Bewahrung stabiler Ordnungen der fortschrittliche Anteil der Pflanzenverwendung gedacht wird: Die Pflanzen sind dann nicht Teil einer organischen ›Gemeinschaft‹ – auch daher dann die Abneigung gegenüber der Pflanzensoziologie und im Bereich der Gartengestaltung gegenüber der Theorie der Lebensbereiche –, sondern sie sollen sich unter Maßgabe der Beachtung ihrer grundsätzlichen Überlebensstrategien in einem freien Spiel der Möglichkeiten zu einem funktionierenden Gesamtbestand ›zusammenraufen‹.⁴⁵ Bewährt hat sich dann, was sich in der Konkurrenz halten kann, ohne eine Dominanz zu erringen, denn das würde zu Monokultur und damit zu Monotonie führen. Die Kunst der Pflanzenverwendung besteht auf dieser Basis dann darin, ästhetisch befriedigende Gestaltungen zu entwickeln, in denen die Vorherrschaft einzelner Arten nur in seltenen Fällen erwünscht ist, etwa bei Bodendeckerpflanzungen, ansonsten aber vermieden wird, weil sich sonst kein ›naturalistisch-naturnahes‹ Bild ergibt. Monotonie ist zudem nicht nur eintönig, sondern auch dysfunktional, weil der Pflanzenbestand dann nicht mehr auf eventuelle Veränderungen der Umweltbedingungen reagieren kann. Dieser ›liberalen‹ Theorie steht allerdings Kühns Aussage entgegen, Pflanzen negierten aufgrund ihres konservativen ›Wesens‹ die Werte Spontanität, Flexibilität und Mobilität. Da sich das aber als unzutreffend herausgestellt hat, denn es gilt keinesfalls für die große Zahl an Pionierarten (häufig R-Strategen), zeigt sich auch an dieser Stelle, dass die Bezugnahme auf Grime eher aus einer ideologischen Intention in einem strukturell konservativen Fach resultiert.

Die Notwendigkeit, immer wieder neue Pflanzen zu kategorisieren, erinnert im Grundsatz an die Problemstellung, mit der Migge schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts konfrontiert war, nämlich an die prinzipiell unendliche Aufgabe der Sichtung des sich ständig durch Züchtungsarbeit vergrößernden Pflanzensortiments auf dem kapitalistischen Markt. Seine Antwort auf die sich immer weiter steigende Vielzahl der Möglichkeiten bestand seinerzeit in der funktionalistischen Reduktion auf das Notwendige, die auch zu einer Wertschätzung und Verwendung einfacher aber ›plakativer‹ Pflanzen führte. Sie wurden im funktionalen Rahmen des architektonischen Gartens eingesetzt. Es sollte keine ›naturnahe‹ Pflanzenvielfalt bildhaft

45 Vgl. Kap. 3.1.

dargestellt werden, wie in der Naturgartenbewegung seiner Zeit (*Naturgarten I*), sondern wie in der abstrakten Kunst die geänderten Wahrnehmungsgewohnheiten des modernen Menschen nachvollzogen werden. Doch hat sich die daraus resultierende Verwendung günstig produzierter Pflanzen in vermeintlich weitgehend standortunabhängigen Massenspflanzungen nicht bewährt, weil auch sie durch mangelnde Standortangepasstheit der natürlichen Sukzession unterlagen und deshalb zu pflegeintensiv waren. Die aus dem gegensätzlichen, konservativen Weltbild entspringende und sich Ende der 1920er Jahre entwickelnde bodenständige Pflanzenverwendung, die bis in die Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen und in die Kasseler Schule wirkt, strebte hingegen an, nach dem Vorbild von Naturbeständen und bezogen auf den konkreten Standort vorzugehen, aber gleichfalls nicht auf empirische Tests neuer Pflanzen, vor allem in Sichtungsgärten, zu verzichten. Bis heute werden derartige Versuche durchgeführt. Auch arbeiten z.B. die Kataloge von Staudengärtnereien immer noch mit der Kategorisierung von Lebensbereichen.

Davon, dass das ›freie Spiel der Kräfte‹ grundsätzlich offen ist und immer neue Mitspieler aufnehmen kann, kann die Pflanzenverwendung einerseits vermeintlich ›undogmatisch‹ profitieren, weil sie sich nicht einem hypothetischen und politisch ausgelegten Telos der Natur, symbolisiert durch ihre Eigenart, unterordnen muss. Die Gestaltung hat dann die Legitimität, ihrer Kreativität freien Raum zu lassen und ist insofern vermeintlich progressiv, als sie einem blinden Naturdeterminismus widerspricht. Andererseits ist das Spiel aber gar nicht so offen. Will man also mit der Vegetationsdynamik sinnvoll arbeiten und Dominanzen vermeiden, muss das Verhältnis zur Pflanzensoziologie geklärt werden, weil es bislang keine bessere Alternative zur Einschätzung von ortsgebundenen Pflanzenbeständen gibt. Zudem müssen auch Garten- bzw. Freiraumnutzungen mitgedacht werden, die in der Pflanzenverwendung häufig ausgeklammert werden. Unter den gegebenen Voraussetzungen wäre daher im Grundsatz eine modernisierte Form des Funktionalismus‹ notwendig, der an die Theorie Migges anschließen könnte. Das heißt, es wäre in jedem Fall die Arbeit der Kasseler Schule in diese Überlegungen miteinzubeziehen, statt sie als ›ideologisch‹ abzuservieren, so sehr vielleicht der Habitus ihrer Anhängerschaft dazu einlädt. Diese Schule steht in der auf die alltäglichen Nutzungsbezüge gerichteten Tradition Migges und hat daher z.B. auch intensiv beobachtet, welche Zierarten den empirischen ›Test‹ des lebensweltlichen Gebrauchs bestanden haben.

Insbesondere das Erschrecken über das Insektensterben führt derzeit jedoch zu einer Neuauflage der ›ökologisch‹ motivierten Naturgartenidee. Damit wird zum einen der rein ästhetische Ansatz der naturalistischen Pflanzenverwendung wieder relativiert, zum anderen rückt der Artenschutz wieder in den Vordergrund. Bevor darauf eingegangen wird, wie naturschützerische und stadtoökologische Interessen (Schutz typischer Artenvielfalt, Standortangepasstheit) mit freiraumplanerischen (Gebrauchsfähigkeit) verbunden werden und dennoch ästhetische Qualitäten eine

Rolle spielen können, soll zunächst noch ein weiterer explizit gestalterisch angelegter und nicht teleologisch auf die Pflege räumlicher Eigenart bezogener und daher ›individualistisch‹ motivierter Versuch behandelt werden, dem Artenschwund zu begegnen. Damit soll weiter geprüft werden, inwiefern ›freie‹ landschaftsarchitektonische Gestaltung ein planerisches Problemlösungspotential haben kann, um den Stellenwert von Ästhetik im Kontext von Artenschutz einzuordnen. Im Gegensatz zu allen anderen in diesem Kapitel besprochenen Ansätzen bezieht sich das bereits erwähnte Animal Aided Design dabei aber nicht vorrangig auf die Pflanzenverwendung, sondern auf die Förderung *einzelner heimischer Tierarten* im Siedlungsraum. Mit diesem Schwerpunkt wird trotz vorhandenem Artenschutzinteresse die landschaftsarchitektonische Distanzierung von der Pflanzenverwendung weiter fortgesetzt. Allerdings ist eine Förderung von Wildtieren nicht möglich, ohne der Vegetation in ihrer Eigenschaft als Nahrungsgrundlage, Deckung, Nistmaterial usw. eine zentrale Rolle bei der Freiraumgestaltung einzuräumen. Die Folgen daraus für die Pflanzenverwendung sollen ebenfalls dargelegt werden.

Nicht untersucht wird jedoch, ob und wie die aus der ›ökologisch‹ motivierten Naturgartenbewegung bekannten und für den Artenschutz notwendigen konkreten Freiraumelemente, also Nistkästen, Hecken, Stein- und Holzhaufen, lineare Totholzstrukturen (Benjeshecken), Teiche, Wiesen, Dach- und Wandbegrünungen etc. gestalterisch so eingesetzt werden können, dass der Bau von ›organischen Biotopen‹ nach dem Vorbild der traditionellen Kulturlandschaft vermieden werden kann. Auch interessiert nur am Rande, ob dies dann ein gestalterischer Gewinn wäre. Denn eine derartige Untersuchung hätte einen ganz eigenen Ansatz zur Voraussetzung, der konkrete Freiraumentwürfe mit ihrer gebauten Realität empirisch vergleichen müsste, am besten ein paar Jahre nach Fertigstellung.

8.3.4 Natur schützen mit Gestaltungsanspruch oder: Tiere gehen immer – Animal Aided Design

Die Ziele von Animal Aided Design (AAD) werden folgendermaßen beschrieben:

»Es geht nicht in erster Linie darum, seltene Arten zu schützen, die bereits in einem Planungsgebiet vorkommen, sondern darum, eine *nachvollziehbare* (Hervorheb. d. Verf.) Auswahl zu treffen, welche Arten aktiv gefördert werden sollen. Dieser Auswahlprozess ermöglicht es, die verschiedenen Akteure vor Ort mit einzubeziehen und schon vor der Ansiedlung der Zielarten Mitbestimmung zu ermöglichen. Die landschaftsarchitektonische oder städtebauliche Entwurfsplanung bietet geeignete Maßstabebenen, um Maßnahmen zu entwickeln, die die Bedürfnisse der jeweiligen Zielarten abdecken. [...] AAD stellt die Ansprüche einzelner Arten in den Vordergrund und zielt auf die Integration dieser Bedürfnisse in die landschaftsarchitektonische und städtebauliche Entwurfsplanung, um

damit neue urbane Naturbilder und -erfahrungen zu ermöglichen. Anders als bei ›ungestalteter‹ Natur, wie etwa dem Konzept der ›urbanen Wildnis‹, wird im Rahmen von AAD – wie bei jeder Gartengestaltung und in der Landschaftsarchitektur – ein Naturbild neu entworfen oder ein bereits bestehendes rekonstruiert und den jeweiligen Betrachter*innen und Nutzer*innen *mit dem Zweck des ästhetischen Erlebens* angetragen. AAD betrachtet Wildtiere in einem gestalterischen Kontext, ähnlich wie man es mit Pflanzen schon sehr lange in der Gartengestaltung und Landschaftsarchitektur macht. AAD stellt als Methode das Wissen und das Handwerkszeug für die ›Gestaltung mit Tieren‹ zur Verfügung. Der *artspezifische Ansatz* ermöglicht dabei eine *große gestalterische Freiheit* und eröffnet die Möglichkeit, Stakeholder in die Auswahl der Arten und die Gestaltung der Habitatstrukturen für die gewählten Arten einzubeziehen. Zudem bietet er die Möglichkeit, flexibel auf die räumlichen und funktionalen Potenziale und Hindernisse urbaner Freiräume einzugehen. Dabei beschränkt sich AAD nicht auf die Erfüllung einzelner Bedingungen wie das Anbringen von Tierbehausungen oder die Bereitstellung von Futterplätzen. Solche Einzelmaßnahmen, wie das Aufhängen von Nistkästen oder Bienenhotels führen dazu, dass nur ein Teil der Bedürfnisse der Zielarten erfüllt wird. Essenzielle andere Faktoren im Lebenszyklus der Tiere werden nicht beachtet und dem *Zufall* (Hervorheb. d. Verf.) überlassen. Darum ist es wichtig, dass die mit Hilfe von AAD entwickelten Maßnahmen und Bausteine in einem kooperativen Entwurfsverfahren zum integrierten Teil eines Gesamtentwurfes werden. Wie die verschiedenen bereits erarbeiteten Entwürfe mit AAD zeigen, lohnt es sich, die speziellen Bedürfnisse der Tiere in kritische Standortfaktoren zu übersetzen, und so ihre Habitatansprüche (Nistplatz, Nahrung, Paarungsort) als Ausgangspunkt für gestalterische Überlegungen zu nehmen – sie können einen Entwurf *inspirieren*.« (Hauck und Weisser 2017, 8–9; Hervorheb. d. Verf.)⁴⁶

Mit AAD versucht die Landschaftsarchitektur also, im Rahmen ihres Entwurfsparadigmas auf die Problematik des Naturschutzes im Siedlungsraum zu reagieren. Zwar versteht sie im Grundsatz ungestaltete landschaftliche Natur mit Ausnahme großer Industriebrachen als Gegenteil urbaner Kultur und sucht nach einer Begründung, um zivilisatorische Strukturen als neue Form von Landschaft verstehen zu können,⁴⁷ doch wird angesichts des Rückgangs auch bislang ganz gewöhnlicher Arten deutlich, dass selbst die Natur des eigentlich artenreichen Siedlungsraums zunehmend unter Druck gerät. Ursachen sind vor allem die immer weiterwachsende Flächenversiegelung, die Gebäudesanierung sowie eine energetisch optimierte, immer ›glattere‹ moderne Architektur, die zunehmend weniger ›Nischen‹ aufweist. Wenn daher selbst Arten, die sich schon seit sehr langer Zeit an die Lebensweise des

46 Im Folgenden wird hauptsächlich dieser Text zitiert, weil sich hier die Autoren am weitest gehenden programmatisch äußern.

47 Vgl. Kap. 4.1.

Menschen angepasst haben, in Schwierigkeiten geraten, wie etwa der fassadenbrütende Haussperling, muss auch die Landschaftsarchitektur reagieren, will sie erstens nicht gänzlich die Augen vor den Folgen einer immer weiter voranschreitenden Urbanisierung verschließen.

Zweitens ist aber die ideelle Bedeutung von Landschaft, auch in urban-industrieller Form, immer an ein individuelles Verhältnis von Kultur *und* Natur gebunden, so sehr sich auch die Landschaftsarchitektur auf die kulturelle Seite dieser Beziehung zu schlagen versucht. Daher billigt sie zwar dem konservativen Wert organisch entwickelter Eigenart als Maßgabe gesellschaftlicher Einordnung in landschaftliche Ganzheiten keine zentrale weltanschauliche Rolle zu und bemisst die Qualität des Entwerfens letztendlich am Kriterium individueller künstlerischer Originalität, doch kann die Rolle der Natur bei der Konstitution von ›Landschaft‹ nicht völlig ignoriert werden. Sie muss aber eine dienende Funktion einnehmen, um einem kulturell blinden Naturdeterminismus vorzubeugen, sodass im Fall von AAD als gestaltender Naturschutz keine Lebensgemeinschaften in landschaftlichen Biotopen angesiedelt, also keine organische Ganzheiten hergestellt werden werden, sondern *einzelne ausgewählte Arten* mit ihren *je eigenen Ansprüchen* in den Mittelpunkt des Entwerfens gerückt werden sollen. Letztlich wird so in der Tradition der gärtnerischen Verwendung zierender Pflanzen und Parktiere (Ziergeflügel etc.) das progressive individualistische Naturverständnis zu nutzen versucht, um einen ›rückwärtsgewandten‹ Naturschutz zu umgehen und die Gestaltung voranzubringen: Analog zum computerunterstützten Design (CAD) soll nun ›tierunterstütztes‹ Design (AAD) betrieben und damit weiterhin der künstlerische Nimbus der Landschaftsarchitektur als Markenkern gepflegt werden.

Drittens wird auf der Ebene der Entscheidungsfindung und Legitimation von Entwürfen versucht, das gleichfalls konservative Paradigma des über eine begabte Einzelpersonlichkeit laufenden Entwurfs abzumildern, indem »nachvollziehbare Verfahren« und »Mitbestimmung« als Elemente in den Entwurfsprozess integriert werden (sollen). Derartige Verfahren sind eigentlich Kennzeichen rational-demokratischer Planung, d.h. der verwissenschaftlichen Landschafts- und Freiraumplanung, heute aber im Planungsprozess gang und gäbe. Statt also wie die klassische Landschaftsarchitektur legitimatorisch vor allem auf das Symbol liberaler Weltoffenheit zurückzugreifen, nämlich auf die Stadt, werden ohnehin gesetzlich vorgesehene formale Mitbestimmungsprozesse und die individualistische Theorie der Ökologie verwendet, um zweifelsfreie Progressivität zu verbürgen. Davon unbenommen ist, dass man sich ganz selbstverständlich im gebauten Rahmen der Kultur, d.h. im Siedlungsraum, betätigt.

Doch stellt sich die Frage, wie innovativ dieser Ansatz tatsächlich ist, denn die Berufung auf den individualistischen Ansatz hat auch hier vor allem ideologische Funktionen. Und so wird sich zeigen, dass AAD letztlich ebenfalls unerkannt die ideelle Struktur der bodenständigen Gartenkultur wieder aufwärmt, selbst wenn es

jetzt vorrangig um Tiere geht. Bei deren Analyse hatte sich erwiesen, dass die Verwendung allein ›heimischer‹ Pflanzen mitnichten zu den Grundvoraussetzungen eines völkisch geprägten Gestaltungsverständnisses gehört, sondern dass diese in deren Rahmen erst dann gartenwürdig werden, wenn sie in der Landschaft so selten geworden sind, dass sie gewissermaßen Exotenstatus erlangt haben.⁴⁸ AAD exotisiert nun eben ›heimische‹ Wildtiere in städtischen Freiräumen als zierende Kuriositäten. Das ist möglich, weil mittlerweile selbst Allerweltsarten in ihrer Verbreitung rückgängig sind und auch immer weniger Leute noch Tiere kennen. ›Neue Bilder‹ und entsprechende Erlebnisse sollen dann durch die betont künstliche Gestaltung der Freiräume und ihrer Elemente gewährleistet werden. Damit bleibt die Landschaftsarchitektur bei der Gestaltung der äußeren Form verhaftet, ohne ideell wirklich etwas zu verändern. Von einem ›gekünstelten‹ Naturgartenansatz à la Witt unterscheidet diese Position letztlich nur, dass sie auf keinen Fall ›Biotop‹ bauen will, sondern arriviertes Produktdesign anstrebt.

8.3.4.1 Individualistisches Entwerfen zu Gunsten der Natur?

Zunächst ist aber zu fragen, ob eine rein ästhetisch motivierte Förderung einzelner Tierarten auf individualistische Art gedacht werden kann, um die gewünschte weltanschauliche Distanz zu völkischen Denkfiguren im Allgemeinen und zum herkömmlichen Naturschutz im Besonderen auch dann noch zu markieren, wenn die Landschaftsarchitektur plötzlich Artenschutz betreibt, sich also im Kernbereich des Naturschutzes engagiert. Dieser gilt ihr eigentlich seit den 1950er Jahren als durch »tote Gesetze« (Mattern) aufgezwungen und damit als kulturell unfruchtbar, z.B. bei der Kompensation für bauliche ›Eingriffe‹. So auch bei Hauck und Weisser:

»Die defensive Ausrichtung des Natur- und Artenschutzes und die damit verbundenen gegenläufigen Verfahren führen häufig zu Konflikten, z.B. bei der Planung von Gebäuden und Freiflächen, weil die Naturschutzaspekte in der Entwurfsplanung keine Rolle spielen, sondern erst zu einem späteren Zeitpunkt, im Rahmen behördlicher Genehmigungsverfahren, zum Beispiel durch Auflagen der Naturschutzbehörden Berücksichtigung finden.« (Hauck und Weisser 2017, 69)

Dadurch würden oft höhere Kosten entstehen, Bauprozesse verlängert und manchmal ästhetisch unbefriedigende Änderungen am Entwurf nötig, was dazu führe, »dass das Vorkommen von geschützten Tier- und Pflanzenarten aus der Perspektive von Stadtplanung und Projektentwicklung als ökonomische Belastung und lästiges Hindernis wahrgenommen« (ebd.) werde.

Ob naturschutzfachliche Auflagen tatsächlich erst im Nachhinein erlassen werden, sei hier dahingestellt. Im Umkehrschluss unterstellt diese Äußerung aber,

48 Vgl. Kap. 8.1.1.

dass eine professionelle landschaftsarchitektonische Ästhetik, also ein ›guter Entwurf‹, die Akzeptanz von alternativ gedachten Naturschutzmaßnahmen erhöhen kann, nicht nur, weil sie dann ›schöner‹ wären, sondern weil dann auch keine widersprüchlichen Systemlogiken aufeinandertreffen würden. Dadurch könnten sogar Kostensteigerungen verhindert werden, sodass – das scheint jedenfalls die Hoffnung zu sein – nicht nur ein gestalterischer, sondern auch ein ökonomischer Gewinn entstehe. Dazu müsste aber landschaftsarchitektonische Gestaltung widerspruchsfrei mit einem innovativen individualistischen Naturschutzansatz verbindbar sein. Es müsste also – gemäß dem eigenen Anspruch – zum einen nachvollziehbar begründet werden, welche Tierarten für die Schutzbemühungen ausgesucht werden, *ohne sich dabei, wie sonst üblich, auf ihre eventuelle Bedeutung für eine vorhandene räumliche Eigenart zu beziehen*. Daher ist vor allem die je *einzelne* ästhetische Qualität der ausgewählten Arten entscheidend. Zum anderen müsste aber auch gezeigt werden können, wie die liberale Orientierung am ökonomischen Nutzen im Artenschutz gestalterisch so operationalisiert werden kann, dass eine Vereinbarung verschiedener Problemebenen – landschaftsarchitektonische Qualität, effektive Projektabwicklung und Bürokratieabbau – konkret stattfinden kann. Eine derart stringente theoretische und dadurch auch nachvollziehbare Begründung fehlt aber bei Hauck und Weisser. Das angeführte Zitat demonstriert daher vor allem die weitergepflegten Omnipotenzfantasien der Landschaftsarchitektur.

Es wird also im Folgenden zu zeigen sein, dass ihre Ästhetisierungsstrategie nicht nur die Legitimation des Entwerfens stärken soll, sondern wieder einmal hauptsächlich auch dazu dient, lästige weltanschauliche Probleme, die mit dem Artenschutz verbunden sind, zu umschiffen. Denn da auch Hauck und Weisser den Naturschutz ganz selbstverständlich *im engeren Sinne* allein als Artenschutz auffassen, *obwohl* es ihnen eigentlich um Gestaltung, also um *Naturschutz im weiteren Sinne* geht, soll die Distanz zu seiner konservativen Ausprägung vor allem durch die Entwurfsmethodik sichergestellt werden. Auch ihnen gilt Entwerfen als pauschal progressiv. Ideologisch soll es zusätzlich durch das individualistische Naturverständnis flankiert werden, das sich nicht auf Artengemeinschaften oder landschaftliche Ganzheiten bezieht. Dabei wird aber das Artenschutzinteresse dem Entwurfsinteresse untergeordnet. Ziel ist *nicht*, einen umfassenden Naturschutz im Siedlungsraum zu entwickeln, der zusätzlich auch ästhetische Interessen berücksichtigt. Vielmehr zielt AAD auf *die gelungene künstlerische Form kontingenter räumlicher Angebote der für die ausgesuchten Arten notwendigen Ressourcen*, d.h. auf deren *arrivierte gestalterische Präsentation*, statt auf die Nachahmung ›landschaftlich-organischer Biotope. Ziel ist also auch nicht die Entwicklung einer städtischen Kulturlandschaft, die die Berücksichtigung von Tierbedürfnissen mitbedenkt. Folglich müssen die einzelnen Gestaltungen *explizit künstlich* wirken, um so Spielräume für neuartige ästhetische Naturwahrnehmungen zu eröffnen. Der Wahrnehmungsprozess wird somit nicht auf das Erleben einer räumlichen Eigenart gerichtet, um

zu verhindern, dass eine geografische Beziehung zu den typischen ›Lebensräumen‹ der Arten hergestellt wird und um so konservativ geprägte Erwartungen an die Naturerfahrung zu unterbinden, die die einzelnen Arten in ein sinnhaftes Ganzes eingeordnet sehen. Der ›kritische‹ Anteil von AAD liegt dann in der gestalterischen Demonstration, dass die ausgewählten Wildtierarten keinesfalls eine ›landschaftliche‹ Grundlage ihrer Existenz benötigen, sodass sie nicht ›in falschen Bildern leben müssen‹, sondern sich ›ohne jede Bindung‹ ihre jeweiligen Lebensgrundlagen selbst suchen können. Da dann das Erleben ›schöner Natur‹ nicht an das Landschaftserleben gekoppelt ist, verwirklicht ein gelungener Entwurf auf einen konkreten Freiraum bezogen eine neue Raumgestalt mit einer je eigenen nicht-organischen Qualität (vgl. Hauck und Weisser 2017, 72–76).

So neu ist das allerdings nicht, denn durch die Verwendung von zierenden Tieren in Außenanlagen steht, wie erwähnt, diese Form von Gestaltung letztlich in der Kerntradition der Landschaftsarchitektur, nämlich in der des aristokratischen Parks und des Kurgartens. Halbdomnestizierte Parktiere werden hier schon lange in Käfigen oder Gattern gehalten, Ziergeflügel auch im Freiflug und mit Futtergaben z. B. an bestimmte Parkgewässer gebunden. Die Übergänge zu Verwilderungen sind fließend. Bei der ›Haltung‹ von Wildtieren müssen hingegen *alle* für ihre Existenz und Reproduktion notwendigen Ressourcen festgestellt und in einem bestimmten Freiraum so angeboten werden, dass sie sich nicht nur ansiedeln, sondern auch dauerhaft bleiben. Dabei kann nichts dem Zufall überlassen werden, wenn die Tiere als tragende Elemente eines Entwurfs zwar verlässlich erlebbar sein, aber dennoch wild bleiben sollen. Daher ist das Inventar des Freiraums für den Ansiedelungs Erfolg entscheidend, das dann noch in allen Einzelheiten ›gut‹ aussehen muss.

Diese totale materielle und ästhetische Kontrolle über das jeweilige Ressourcenangebot stellt allerdings, wenn sie denn überhaupt möglich ist, einen gravierenden Unterschied zu den weltanschaulichen Voraussetzungen des individualistischen Ansatzes im Naturschutz dar. Denn dieser geht zwar ebenfalls davon aus, dass die Arten keine ›intakten‹ landschaftlichen Umweltverhältnisse für ihre Existenz benötigen und daher in oft völlig künstlich überformten Räumen vorkommen können, doch spielt hierbei das *Aussehen* der Räume, also die *äußere Form des Ressourcenangebots* keinerlei Rolle. Die Form ist aber beim AAD besonders wichtig. Zudem wird im individualistischen Ansatz als zentraler Wert die natürliche Dynamik als *freies Spiel der evolutionären Kräfte* und als *offener Wettbewerb einzelner Arten bei der Nutzung der vorhandenen Ressourcen* betont und keineswegs eine völlige Kontrolle von Gestaltern über das Ressourcenangebot. In undeterminierten Prozessen, die also weder teleologisch auf die Vervollkommung örtlicher Eigenart noch auf auf ›gutes Design‹ ausgerichtet sind, kann dann aus individualistischer Perspektive die Kreativität *der Natur* im Sinne immer wieder überraschender Anpassungen an bestehende Umweltverhältnisse zum Tragen kommen. Daher sind auch für den individualisti-

schen Naturschutzansatz die in der Stadt als scheinbar naturferner Ort stattfindenden Anpassungsleistungen *beliebiger* und nicht etwa ausgesuchter Arten besonders reizvoll.⁴⁹

Bis auf die Ablehnung der Idee der Landschaft und der daraus resultierenden Betrachtung einzelner Arten unterscheiden sich daher der individualistische Ansatz im Naturschutz und AAD in jeder Hinsicht. Wollte aber die Landschaftsarchitektur im Kontrast zum konservativen Naturschutz tatsächlich individualistisch vorgehen, dann müsste sie zum einen auf *die Eröffnung von Existenzmöglichkeiten für möglichst viele verschiedene Arten* zielen, statt einzelne besonders zu bevorzugen, um so den Konkurrenzkampf um die besten Anpassungen zu fördern. Die ästhetische Hervorhebung der gewünschten einzelnen Arten ist zudem nicht nur aus der Perspektive des individualistischen Ansatzes, sondern auch aus der des organozistischen Naturschutzes fragwürdig, da letzterer vor allem eine *gebietstypische Vielfalt* schätzt. Diese muss zwar charakteristisch, aber keinesfalls in einem rein ästhetischen Sinne ›schön‹ sein. Da jedoch die ästhetische Perspektive den Kern von AAD bildet und die Idee ortsbezogener Eigenart abgelehnt wird, steht hier letztlich die Originalität des einzelnen Entwurfs und nicht die Produktivität der Natur im Sinne ihrer Anpassungsfähigkeit oder ihres Verwilderungspotentials im Mittelpunkt. Es kommt allein auf die künstlerische Originalität des landschaftsarchitektonischen Entwurfs und damit auf die des gestaltenden Individuums an. Daher passt zwar der individualistische Naturschutzansatz noch auf abstrakter Ebene zur Wertschätzung urbaner Lebensverhältnisse, weil er die Stadt als Ort undeterminierter evolutionärer Naturfortschritte ansieht. Mit dieser Wertschätzung enden jedoch die Parallelen, weil das liberale Ideal eines offenen Spiels der Möglichkeiten inkompatibel mit der Idee völliger Kontrolle über die Naturausstattung städtischer Freiräume ist. Vielmehr macht seine Offenheit gegenüber vielfältigen Nutzungen den individualistischen Ansatz eher anbindungsfähig an die Freiraumplanung Kasseler Prägung, selbst wenn auch diese letztlich der Idee der Eigenart verbunden bleibt.

Wenn also die Qualität der einzelnen Gestaltung zentral ist und daher die Freiheit des Entwerfens nicht beschnitten werden darf, dann kann das nur bedeuten, dass AAD zwar die individualistische Naturschutzidee künstlerisch als Inspirationsquelle und deren liberale Prägung weltanschaulich nutzen will, weil das der Markierung des vermeintlichen ideologischen Abstandes zum konservativen Naturschutz und damit dem Wunsch nach Weltoffenheit sowie – bei der Landschaftsarchitektur immer mitzudenken – der eigenen Vermarktung dienlich ist. Tatsächlich aber ist seine strategische Ausgangslage dem konservativen Naturschutz sehr ähnlich. Denn Anlass für AAD ist, wie erwähnt, dass mittlerweile selbst die für die Stadt typischen Allerweltsarten, die ursprünglich als Nebeneffekt

49 Vgl. Kap. 3.1.

der Nutzungen in so großer Zahl vorhanden waren, dass man über sie nicht weiter nachdenken musste, nun schützende Aufmerksamkeit benötigen:

»Die bauliche Nachverdichtung und effizientere Nutzung dieser Flächen, oft in Kombination mit der energetischen Optimierung von Gebäuden aus Klimaschutzgründen, und die intensivere Nutzung von Freiflächen in der Stadt führen zu einer Beseitigung vieler Nischen für Pflanzen und Tiere im urbanen Raum. Die gestalterische Verbesserung öffentlicher Räume und Freiflächen aus der Perspektive des Stadtmarketings und die gestiegenen Sicherheitsansprüche an diese Räume (z.B. Gefahr durch Astbruch bei alten Bäumen) tun ihr Übriges. Es ist daher nicht verwunderlich, dass die urbane Biodiversität abnimmt – das zeigt sich z.B. am Rückgang des synanthropen Vogelbestandes in Deutschland oder der Bestände des Haussperlings (nicht nur; d. Verf.) in Großbritannien.« (Hauck und Weisser 2017, 71)

Die aus liberaler Perspektive grundsätzlich positive Effektivierung urbaner Nutzungen führt also erst dazu, dass sich auch die Landschaftsarchitektur mit Naturschutz beschäftigt. Das ist nicht ungewöhnlich. Doch muss dieser dann aus ihrem Paradigma heraus so betrieben werden, dass nicht traditionelle Arten in ihren angestammten ›Lebensräumen‹ bewahrt werden, sondern dass das Artenschutzproblem als Anlass genutzt wird, um das Freiraumdesign voranzubringen. ›Individualistisch‹ wäre hingegen, wie gesagt, die genaue Beobachtung der Natur ohne Kontrollanspruch und d.h. auf kultureller Ebene die Kultivierung des Wohlgefallens daran, dass es doch noch irgendwelchen Arten gelingt, unter diesen zunehmend restriktiven Bedingungen zu existieren oder gar zu expandieren. Da dies auf die immer wieder überraschende Leistungsfähigkeit der Natur verweist, wird ein (liberales) Sinnbedürfnis befriedigt: Es zählt letztlich der materielle Erfolg bei der Nutzung neuer oder immer knapper werdender Ressourcen.

Deshalb betont der individualistische Naturschutzansatz noch stärker als der organistische seine *sachliche* Basis, d.h. seine naturwissenschaftlich-ökologische Fundierung. Daraus resultiert der Vorwurf an den herkömmlichen Naturschutz, er sei unrealistisch und problemunangemessen, weil mit seiner Wertschätzung traditioneller Habitats und der damit verbundenen Idealisierung vorindustrieller Landschaftsbilder eine ›falsche‹, weil ›rückwärtsgerichtete‹ und unökologische Orientierung einhergehe. Dieser Vorwurf hinkt allerdings, weil der herkömmliche Naturschutz zwar auch auf ein ästhetisches Wohlgefallen an individueller Natur und ›typischen Lebensräumen‹ abzielt, aber wegen dieser Wertschätzung landschaftlicher Typik vor allem auf ein bestimmtes *Sinnideal* bezogen ist, nämlich auf die Realisierung organischer Eigenart. Dieses Ideal wird dann als ›ökologisch fundiert‹ ausgegeben und führt dazu, dass z. B. immer gebietstypische Artenvielfalt zu schützen ist. AAD ist somit strategisch zwischen beiden Naturschutzansätzen eingeklemmt, weil

es seine Ausgangsmotivation mit dem herkömmlichen Naturschutz teilt, gleichzeitig aber ideologisch vom liberalen Nimbus des individualistischen Ansatzes profitieren will. Unabhängig davon, wie sehr Ressourcenangebot und Ästhetik eines Raumes dauerhaft kontrolliert werden können, kann jedoch aus dem individualistischen Ansatz heraus streng genommen gar kein Naturschutz abgeleitet werden, weil er konsequenterweise die Dinge einfach laufen lassen müsste. Diese ›beliebige Freiheit‹ wäre dann mit völliger gestalterischer Freiheit kompatibel. Allerdings wollen Hauck und Weiser keine derartige metatheoretische Debatte führen, sondern die inhaltliche Auseinandersetzung mit der Sinnebene von Naturschutz gleich ganz umgehen. Das führt dazu, dass notwendig auf den ästhetischen Charakter des Naturerlebens als ein *individuelles* Wohlgefallen rekurriert wird. Naturschutz wird damit zur reinen *Geschmacksfrage* (vgl. Hauck und Weisser 2017, 79).

Die Sinnebene ›richtig‹ verstandener Natur scheint aber immer wieder durch und dadurch entstehen Widersprüche: So wird ausgeführt, dass Wildtiere u.U. schwierig anzusiedeln und an einem Ort zu halten seien, um zunächst daraus zu schließen, dass die Natur einen subversiven Charakter habe:

»Sich autonom bewegende und verhaltende, und darüber hinaus auch lern- und anpassungsfähige Tiere sind schwer zu ›disziplinieren‹. Sie sind von ökologischen Umweltbedingungen abhängig (die auch nicht immer einfach zu kontrollieren sind), können gesetzliche, räumliche und kulturelle Ordnungssysteme überschreiten und erscheinen so unkontrollierbar.« (Voigt et al. 2020, 254)⁵⁰

Hier wird also anerkannt, dass eine totale Kontrolle über Wildtierbestände schwierig ist, wobei die wilden Tierarten diesen subversiven Charakter mit der urbanen Spontanvegetation teilen.⁵¹ AAD könnte daher diese Spontanität entwurflich zum Thema machen, unterlässt dies aber. Damit entsteht eine weitere Gemeinsamkeit mit dem an sich abgelehnten konservativen Naturschutzverständnis, weil wie im Arten- und Biotopschutz bzw. in der Landschaftspflege die *praktische* Herstellung und Erhaltung der präferierten Naturstadien zum Problem wird. Im Fall der Vegetation kann man sie nicht der freien Sukzession überlassen, sondern muss, vielleicht sogar noch stärker als in der Landschaftspflege, gegen die Naturdynamik arbeiten, um die gestalterisch gewünschten Naturzustände und damit die bevorzugten Artenvorkommen auch dauerhaft zu fixieren. Denn sie sind u.a. die Voraussetzung für bestimmte Tiervorkommen, zumindest dann, wenn sie spezialisiert sind. Der traditionelle Naturschutz hat sich allerdings aus der Erkenntnis heraus, dass

50 Hauck ist hier Mitautor.

51 Diese hatte für die Kasseler Schule nicht nur eine praktische Bedeutung (Robustheit durch Standortangepasstheit), sondern auch eine symbolische (Widerstand gegen das obrigkeitlich-staatliche ›System‹).

die Pflege von Biotopen, wenn sie nicht durch Nutzung unintendiert mitbewältigt wird, eigentlich ein permanenter und nicht zu gewinnender Kampf gegen die natürliche Produktivität ist, stark auf die Wildnisentwicklung konzentriert.⁵² Dieser Weg scheidet für AAD aus, weil die Produktivität des Entwerfens und nicht etwa die der Natur im Mittelpunkt steht.

Derartige Widersprüche werden von Hauck und Weisser wohl allenfalls geahnt. Daher wird auch nicht erwähnt, dass für den individualistischen Ansatz im Naturschutz die Wertschätzung *»fremder«* Arten zentral ist, während man selbst aber *»heimische«*, also *ortstypische* fördern will. Das einzugestehen würde dazu führen, dass die weltanschauliche Distanzierung vom konservativen Naturschutz endgültig zusammenbricht und sich die Bevorzugung einzelner Arten auf das reduziert, was sie eigentlich ist, nämlich eine willkürliche geschmackliche Präferenz. Bei der Verwendung von Pflanzen, die man u.a. als Nahrungsressource für bestimmte Tierarten benötigt, muss ebenfalls auf standorttypische Artenmischungen zurückgegriffen werden, die vom traditionellen Naturschutz *aus seiner Problemperspektive* heraus entwickelt wurden. Ihr Vorhandensein auf dem Markt ist dann jedoch wieder ganz im landschaftsarchitektonischen Sinne Grundlage für die Behauptung, man müsse sich nicht weiter mit der Pflanzenverwendung beschäftigen: »Während die Integration botanischer Vielfalt in die Freiraumgestaltung mittlerweile recht gut gelingt, z.B. durch die Verwendung gebietseigener Arten, gibt es kaum Praxisbeispiele für eine Planung zum Vorkommen von Tieren im urbanen Raum.« (Ebd., 7) Die Konzentration auf Tiere ist jetzt also die Marktlücke, ohne dass sich weltanschaulich wirklich etwas ändert.

So lässt sich weiterhin elegant die Beschäftigung mit dem »schnöden Grün« umgehen, was als professionelle Haltung aus der dem landschaftsarchitektonischen Weltbild entspringenden, antinaturalistischen Perspektive folgt, sodass auch schon in der Vergangenheit das traditionelle und zentrale Objekt der Landschafts- und Freiraumgestaltung systematisch vernachlässigt wurde.⁵³ Die Verfügbarkeit von standardisierten Saatgutmischungen aus gebietseigenen Arten, die seit den 1980er Jahren im Rahmen der Naturgartenidee für Naturschutzmaßnahmen entwickelt wurden und die man zur Förderung von Insekten sowie in Abhängigkeit davon auch von »heimischen« Vögeln und anderen Arten benötigt, entlastet dann zwar zunächst von der Aufgabe, einzelne Pflanzen möglichst kenntnisreich auszuwählen und miteinander zu kombinieren, erleichtert also die Arbeit. So sind diese Mischungen auch gedacht. Sie basieren aber auf einer Problemperspektive, die Hauck und Weisser gerade ablehnen, nämlich auf dem *Verständnis konkreter Raumsituationen als organische »Lebensräume«*. Denn sie sind in ihrer Artzusammensetzung auf vegetationskundlicher Basis für verschiedene Freiraumsituationen

52 Vgl. Kap. 4.2.

53 Vgl. Kap. 1.3.2

wie Frei- und Gehölzflächen, Säume oder für andere Räume, wie etwa für Gewässerränder, konzipiert worden. Daher muss man, wenn sie sinnvoll eingesetzt werden sollen, gewissermaßen ›bodenständig‹ denken, d.h. die zu gestaltenden Freiräume bestimmten »Lebensbereichen« (Hansen) zuordnen, um dann die für sie passenden Saatgutmischungen mit den entsprechenden standorttypischen Arten auswählen zu können. Das mag so trivial sein, dass darüber scheinbar nicht weiter nachgedacht werden muss, doch ist dann zusätzlich noch damit umzugehen, *dass die jeweils angesiedelte Vegetation immer dynamisch und nur mit einem hohen Pflegeaufwand in bestimmten Artenkombinationen fixierbar ist*. Da deshalb bei ihrem Einsatz immer auch die Sukzessionsabläufe mitzubedenken sind, ist auch diesbezüglich eine ›lebensräumliche‹ Perspektive im Umgang mit ihr nicht zu verhindern, sodass hier nicht die Existenz einzelner Arten an einem Ort, sondern immer die dortige zeitliche Abfolge verschiedener Sukzessionsstadien mitbedacht werden muss. Dies kann nur dann vermieden werden, wenn die Kosten der künftigen Unterhaltung der Anlagen keine Rolle spielen. Dann können natürlich mit viel Arbeit bestimmte Artenvorkommen fixiert werden, so wie dies z.B. in Botanischen Gärten der Fall ist. Mittels intensiver Pflege bestimmte Zustände zu erhalten, ist zudem traditionelle ziergärtnerische Praxis, doch ob dies dann ›nachhaltig‹ im Sinne von *cultura* ist, ist sehr fraglich. Allerdings ist eine derartige Position in der Landschaftsarchitektur nicht ganz unüblich, denn für sie sind für die Pflege i.d.R. andere zuständig, also ausführende Betriebe, die dann eben nur entsprechend beauftragt und bezahlt werden müssen.

Am Beispiel der Pflanzenverwendung zeigt sich, dass die Propagandierung von AAD als Ansatz, der sich vorrangig auf die Förderung landschaftsarchitektonischer Gestaltung mittels der Nutzung von Tierbedürfnissen für das Entwerfen bezieht, im Subtext über weite Strecken hinweg eine ideologisch gefärbte Auseinandersetzung über die Ausrichtung des Fachs darstellt. Doch ist der Versuch, sich auf die individualistische Seite des Naturschutzes zu schlagen, um konservative Werthaltungen zu vermeiden, zum Scheitern verurteilt. Die Inkonsistenz auch dieses Ansatzes wäre letztlich ebenfalls nur durch eine wissenschaftlich geleitete Reflexionskultur und durch unliebsame Eingeständnisse zu beheben. Eine derartige Kultur hat jedoch, wie auch AAD exemplarisch zeigt, in der Landschaftsarchitektur keinerlei Chance, weil das Entwerfen immer an oberster Stelle steht.

8.3.4.2 Unorganisches Arbeiten mit einem organischen Material?

So ist also zunächst festzuhalten, dass sich unter der oberflächlichen Anlehnung von AAD an den individualistischen Ansatz im Naturschutz ein im Grundsatz ebenfalls konservativ-bewahrender Ansatz verbirgt, der dynamische Natur so behandelt, als sei sie ein statisches und beliebig einsetzbares Objekt. Im Hinblick auf die Verwendung von Pflanzen als wichtige Ressource für die Förderung von Tierbeständen (Nahrung, Unterschlupf, Sitzwarten, Nistmaterial usw.) ist ein derartiger, mit der

natürlichen Sukzession schwer vereinbarer Ansatz wenig sinnvoll, auch wenn die Ansiedlung spezialisierter Arten dies evtl. rechtfertigen würde, z.B. weil sie in ihrem Raupenstadium bestimmte Nahrungspflanzen benötigen oder weil sie gewisse ›Lieblingspflanzen‹ haben (vgl. Aufderheide 2019, 22–28).⁵⁴ Doch gibt es eben auch eine Vielzahl nicht spezialisierter Arten. Sie benötigen i.d.R. keine Hilfe. Dies trifft ebenfalls auf einige ›fremde‹ Arten zu, die für urbane Standorte mittlerweile typisch sind, wie etwa die Kanadische Goldrute (*Solidago canadensis*), die daher auch unweigerlich in die angesäten gebietsheimischen Staudenfluren einwandern wird. Und da das ›Fremde‹ in der Stadt zu deren Eigenart gehört (»Natur der vierten Art«), stellt sich nicht nur die Frage, was dann eigentlich ›gebietsheimisch‹ bedeutet, sondern auch, wie das angeführte Pflegeproblem gelöst werden soll. Denn die gewünschten ›autochthonen‹ Pflanzenbestände werden – zumindest bisher – schnell von den höher werdenden und sich auch vegetativ durch Ausläufer verbreitenden Goldruten überwachsen, sodass verhältnismäßig artenarme Ruderalfluren entstehen. Wenn diese Bestände dann nicht wieder ›gestört‹ und in der Sukzession entweder zurückgeworfen oder zu zweischürigen Wiesen entwickelt werden, setzen sich unweigerlich einige dominante Arten der urbanen Hochstaudenfluren durch. Dazu wird z.B. auch Beifuß (*Artemisia vulgaris*) gehören. Dererlei Arten sind mitunter nicht nur ästhetisch weniger attraktiv, was noch zu verschmerzen wäre, sondern wecken auch den Eindruck von Verwahrlosung. Zwar leiden sie mittlerweile ebenfalls unter der zunehmenden Trockenheit, doch ist davon auszugehen, dass bei Anhalten dieser Entwicklung andere spontane Arten an ihre Stelle treten werden, z.B. das Schmalblättrige Greiskraut (*Senecio inaequidens*).

Aus dieser schon lange bestehenden und von AAD ignorierten Pflegeproblematik hatte seinerzeit die Kasseler Schule die Schlussfolgerung gezogen, dass, wie ehemals in der Kulturlandschaft, die Aneignung, also die Nutzung und Pflege der städtischen Freiräume als Teil der ›urbanen Landschaft‹ für die Vegetationsentwicklung zentral ist, weil sich so nutzungsangepasste Pflanzenbestände einstellen, die dann im Grundsatz weniger Unterhaltungsaufwand benötigen. Da in städtischen Räumen jedoch i.d.R. kein Viehfutter, Heu oder Holz gewonnen wird, liegt der Nutzen der Vegetation auf einer anderen Ebene, nämlich z.B. in der Raumbegrenzung mit Hecken, der in Zeiten des Klimawandels immer wichtigeren Überdachung der Freiräume mittels Bäumen sowie in der intuitiven Lesbarkeit der Bodenvegetation bei der räumlichen Orientierung durch Abnutzungsspuren, Trittrassen und nicht betretenen Säumen an Hecken und Fassaden. Die ästhetisch verbesserte Qualität der standörtlichen Spontanvegetation mittels verwilderungsfähiger zierender Arten kann zudem ihre Akzeptanzfähigkeit verbessern, sie also in Maßen gestalterisch ›veredeln‹, um so den grundsätzlich ruderalen Charakter dieser Form des ›Grüns‹ zu

54 Allerdings frisst z.B. der Distelfink keineswegs nur die Samen von Disteln, sondern auch sehr gerne die von Wegwarte und Flockenblumen.

brechen, ohne seine natürliche ›Spontanität‹ zu unterbinden. Denn diese war der Kasseler Schule nicht nur symbolisch wichtig, sondern ist gleichzeitig die Grundlage für die Regenerationsfähigkeit der Bestände bei Störungen. Die potentiell möglichen Vegetationsbestände und der ›Gebrauch‹ der Freiräume können sich daher gegenseitig stabilisieren, was durch eine angepasste maßvolle Pflege unterstützt werden kann. Daher wurde von der Schule zwar initial auch gesät und damit eine Artenauswahl getroffen, doch was langfristig auf einer Fläche vorkam, blieb dem Wechselspiel von Standortangepasstheit der Pflanzen sowie der Nutzung und Pflege überlassen.

Ganz anders bei AAD. Die Frage nach dem Pflegeaufwand ist daher keine rein theoretische im Hinblick auf die weltanschauliche Geltung der Standorttypik oder die Bevorzugung autochthoner Arten gegenüber gebietsfremden, sondern entscheidend dafür, ob ein Entwurf langfristig praktisch funktioniert, oder nicht. Neben der weltanschaulich motivierten Kritik am Naturschutz interessieren sich Hauck und Weisser aber nur für die Ästhetik der Gestaltungen. Sie kritisieren daher, dass im herkömmlichen Naturschutz versucht würde, beim Artenschutz mit Maßnahmen der Biotoppflege vorzugehen und diese auf urbane Standorte zu übertragen. Dabei würden die Bedürfnisse von Tieren »nur pauschal und ohne Prüfung über bestimmte Naturbilder in die Gestaltung einbezogen«, wo doch »durch den schematischen Zusammenhang von Tiervorkommen und Biotoptyp« die »Übertragbarkeit auf neu errichtete Biotope unsicher« sei (Hauck und Weisser 2015, 51). Schließlich wird festgehalten, dass Tiere nicht in ›Bildern‹ lebten, sondern einfach Bedürfnisse, also Ansprüche an bestimmte Umweltbedingungen hätten, die erfüllt sein müssten, damit sie existieren könnten. (Ebd.) Damit scheint alle Freiheit gegeben, zu gestalten, wie man will, wenn die Bedingungen für die ausgesuchten Arten erfüllt sind. Da aber beide Autoren dem herkömmlichen Naturschutz immer näher sind als zugegeben, wird die Abgrenzung zu ihm letztlich zu einer Sache der äußeren Form der Habitate, also zu einer rein ästhetischen Angelegenheit. Wenn jedoch die Tiere nicht interessiert, ob sie in ›Bildern‹ leben, dann natürlich auch nicht, ob es dann aus landschaftsarchitektonischer Perspektive die ›richtigen‹ sind. Hier kommt allein das Interesse nach freiem künstlerischen Entwerfen zum Ausdruck. Und auch wenn grundsätzlich nichts gegen ›gute‹ Gestaltungen einzuwenden ist, heißt dies noch lange nicht, dass der Naturschutz dann erfolgreicher wäre. Denn zunächst müsste u.a. detailliert die Frage beantwortet werden, ob und wie die Standortbedingungen in einem konkreten Raum tatsächlich so gestaltet und stabilisiert werden können, dass die Ansiedelung der gewünschten Arten *dauerhaft* möglich ist. Sonst ist ein Entwurf, unter der Maßgabe, dass bestimmte Tiervorkommen ihn prägen, nur sehr kurzlebig.

Eine derartige Gestaltung, die sich auch mit der künftigen Pflege auseinandersetzt, geht damit nicht nur über den Zeithorizont hinaus, in dem die Landschaftsarchitektur normalerweise tätig ist, nämlich bis zur Fertigstellung, sondern

ist auch sehr anspruchsvoll. Allein die Wiederansiedelung einer an sich robusten Allerweltsart, wie die des von Hauck und Weisser erwähnten Haussperlings, kann sehr schwierig sein, weil dieser nicht so einfach künstliche Nisthilfen annimmt. Der Ornithologe Uwe Westphal empfiehlt daher dringend, nicht so lange zu warten, bis ein Bestand erloschen ist, sondern rät, ihn *vorher* mit entsprechenden Maßnahmen zu stützen (vgl. Westphal 2016, 124–125). Das gilt auch für andere Arten. Sinnvollerweise wird also mit der *vorhandenen gebietstypischen Fauna* gearbeitet, sodass das Entwerfen letztlich auf die jeweils vorhandene *lokale Eigenart* einzugehen hätte, was es unter der Hand mit der Verwendung von Saatmischungen ›heimischer‹ Pflanzen ohnehin schon tut. Einordnung in eine Eigenart ist aber nicht das Ziel von AAD, sondern allein die Originalität des Entwurfs.

Allerdings wird in einer späteren Publikation von Hauck und Weisser deutlich, dass man letztlich doch nicht um die langfristige Pflege der Eigenart herumkommt: Unter dem Stichwort »Architektur der Cohabitation« – um marketingbewusste große Worte ist man in der Landschaftsarchitektur nie verlegen – wird ausgeführt, dass eine »Verdrängung von Arten durch bauliche Verdichtung und Stadtbau und stattdessen deren Förderung« nur möglich sei, »wenn sich Natur- und Artenschutzbemühungen über den Schutz, die Pflege und die Vernetzung vorhandener Biotopflächen hinaus stärker der gebauten Stadtstruktur zuwenden. Das Bauen von Stadt muss mit der Entwicklung von Natur verbunden werden.« (Hauck und Weisser 2023, 49) Am Anfang der Planung stünde dann die Auswahl der zu fördernden Tierarten, deren »Vorkommen an einem Ort ermöglicht und *langfristig* gesichert werden soll«, wobei ein *Pflegekonzept* und eine *verantwortliche Institution*, die sich langfristig um die Maßnahmen für die Arten kümmert«, zentral sei (ebd., 50, Hervorheb. d. Verf.). Weiterhin soll nicht danach gefragt werden, welche Art in welchem Biotop vorkommt, sondern für »die einzelnen Phasen im Leben der Tiere die konkreten Ansprüche aufgeführt werden« (ebd.). Es wird also jetzt betont, was in der Landschaftsarchitektur normalerweise vernachlässigt wird, nämlich zum einen die Bedeutung von Pflegekonzepten und zum anderen, dass für ihre Beauftragung und Durchführung bestimmte Institutionen zuständig sein müssen. Entwerfen müsste also auch die Organisation dieser Zustände beinhalten, wenn es an seinem Erfolg orientiert ist. Und schließlich muss zugegeben werden, dass nicht nur mit den lokal vorhandenen Potentialen gearbeitet werden muss, sondern dass auch eine umfassende Kontrolle über die natürlichen Prozesse gar nicht möglich ist:

»Eine Planungspraxis der *Cohabitation* strebt den Schutz *bereits vorhandener* Natur an. Darüber hinaus aber auch die Initiierung von offenen, eigendynamischen Ansiedelungsprozessen von Tieren in der Stadt. Da die Wirkungen und Effekte dieser Ansiedelungsprozesse *nicht allumfassend zu steuern sind*, werden auf diese Weise Real-Life-Experimente initiiert.« (Ebd., 51, Hervorheb. d. Verf.)

Damit wird der Ansatz von AAD konterkariert und auch das mit einem gut klingenden Anglizismus zu kaschieren versucht. Kein Wort allerdings dazu, *wer* diese ›Experimente‹ wie auswertet. Letztendlich heißt das, dass sich die Gestaltungen in der alltäglichen Lebenspraxis bewähren müssen und dass dann daraus professionell gelernt werden muss, um Rückschlüsse auf das Entwerfen und die Pflegepraxis zu ziehen. Dass das eine neue Erkenntnis sein soll, erstaunt schon und repräsentiert letztlich ein Aufgabenverständnis, das – abgesehen davon, dass sie nicht im eigentlichen Sinne entworfen hat – vor allem die Kasseler Schule vertreten hat. AAD nährt sich somit nicht nur dem gängigen Naturschutz wieder an, sondern auch der Freiraumplanung, sodass es kein Zufall ist, dass jetzt stärker von *Planung* als von Entwurf gesprochen sowie ein gewisser Kompromiss zwischen ›organischem‹ *Schutz der vorhandenen Vielfalt* und individualistischer *Wertschätzung offener Prozesse* angestrebt wird. Obwohl daher der experimentelle Charakter des Arbeitens mit der Natur betont wird, sind letztendlich die Differenzen zum herkömmlichen (Stadt-)Naturschutz marginal, auch wenn weiterhin keine städtischen Habitate beschrieben, sondern in der zitierten Publikation beispielhaft die Ansprüche von drei einzelnen Arten angeführt werden, nämlich von Braunbrustigel, Haussperling und Admiral. Die praktische Umsetzung der Schutzinteressen in städtischen Freiräumen ist dann eine freiraumplanerische Aufgabenstellung, die vor allem auch vegetationskundliche Kenntnisse erfordert.

Der Beitrag der Landschaftsarchitektur zum urbanen Naturschutz könnte sich daher also vor allem auf die Entwicklung besonders intelligenter freiraumplanerischer und baulicher Angebote beziehen, die menschliche Nutzungen und die Ansprüche der präferierten Tierarten originell verbinden. Die von Hauck und Weisser dargelegten, für Igelvorkommen wichtigen Freiraumelemente, wie Rasen zur Nahrungsaufnahme, Staudensäume, dichte Bodenvegetation u.a. aus Efeu, Totholzschichtungen unter Balkonen, Laubhaufen, Wasserquellen und Durchschlupfe durch Zäune (vgl. ebd., 49) oder die für den Haussperling essentiellen extensiven Staudenbestände, Blühstreifen, Beerensträucher, Gras- und Kräutereinsaaten, insgesamt also vielfältige Pflanzungen in Gebäudenähe, sowie Nistkästen, Staubäder, Schutzgehölze und Wasserstellen (vgl. ebd., 50) und vor allem auch *die Spontanvegetation* ergeben dann in ihrer Kombination eine Art *Naturgarten*, wie ihn auch jeder Naturschutzverband empfehlen würde. Davon unterscheidet sich AAD dann allenfalls noch durch den Gestaltungsanspruch, der die gefürchtete biotophafte ›Naturnähe‹ vermeiden muss. Die Tatsache, dass daher nicht vom Bau von Biotopen oder Habitaten in Einklang mit für Menschen nutzungsfähigen Freiräumen gesprochen werden darf, obwohl genau solche dann aufgeführt werden, wie auch efeubewachsene Garagenwände oder extensive Gründächer von Carports und Fahrradständern (vgl. ebd. 50, 51) – allesamt übrigens keineswegs sehr innovative Vorschläge –, liegt also allein an der gewählten ideologischen Verortung ihres Ansatzes. Von diesem bliebe nicht viel übrig, wenn das zugegeben würde. Denn

die Konsequenz wäre dann, dass nicht ›individualistisch‹ einzelne Arten bevorzugt würden, sondern dass nach einer *für möglichst viele Arten günstigen Kombination dieser Elemente* zu suchen wäre. Diese Kombination würde die Stadt letztlich doch zu einer Art Großhabitat für die menschliche und natürliche Bewohnerschaft machen, in dem dann jene »Cohabitation« praktiziert wird. Die ideologischen Vorbehalte der Landschaftsarchitektur sowohl gegenüber dem herkömmlichen Naturschutz und seinem Naturalismus als auch gegenüber der Kasseler Schule mit ihrer propagierten Gestaltungsabstinenz gepaart mit dem entwerferischen Originalitätsanspruch, der immer wieder die äußere Form der gestalteten Räume über deren lebensweltliche Brauchbarkeit stellt, führt dagegen dazu, dass AAD letztlich nur der Versuch ist, sich aus landschaftsarchitektonischer Perspektive Themen zu nähern, die bislang sträflich vernachlässigt wurden.

Das beinhaltet, dass Freiräume wie in der ›ökologisch‹ motivierten Naturgartenidee lediglich als Zieranlagen verstanden werden, die nur ›tierfreundlicher‹ gestaltet werden sollen. Dadurch geraten *Nutzgärten* gar nicht erst ins Visier, obwohl diese leicht alle fraglichen Elemente zur Verfügung stellen könnten, die zumindest die von Hauck und Weisser angeführten Arten Igel, Haussperling oder Admiral benötigen. Wenn diese Gärten Gemüse- und Obstproduktion mit Elementen des Naturgartens kombinieren und nicht sklavisch aufgeräumt sind, kann eine Art ›beiläufiger Naturschutz‹ in Form einer ›natürlichen Begleitung‹ von gärtnerischer Nutzungsvielfalt gelingen. So benötigt z.B. der Admiral neben Ruheplätzen an Baumstämmen sonnige Freiflächen, sonnenexponierte Säume an Hecken, Brennnesselvorkommen, alte Efeubestände als Nahrungsquelle im Herbst sowie geschützte Überwinterungsplätze, etwa in Schuppen, die ja dann auch mit dichtem Efeu bewachsen sein könnten (vgl. Hauck und Weiser 2023, 51), sowie im Herbst Fallobst, an dem er gerne saugt. Daher kommt er bevorzugt auch in (alten) Obstgärten vor. Dort, wo derartige Gartenanlagen weniger möglich sind, wie etwa im Geschosswohnungsbau, würde dann der Schwerpunkt entweder tatsächlich auf der Entwicklung von ›unproduktiven Naturgärten‹ liegen, vielleicht mit integrierten Beerensträuchern und extensiv zu bewirtschaftenden Obstbäumen (wie z.B. als Wildobst), und/oder auf der Angliederung von Kleingärten, die ja ebenfalls eine hohe Vielfalt aufweisen, an solche Siedlungsstrukturen. Letztendlich wären also schlichtweg je nach räumlicher Situation vernünftig nutzbare Gärten und Freiräume anzulegen, wobei von traditionellen Anlagen gelernt werden könnte, um eventuell ihre tragenden Elemente sinnvoll in moderne Außenanlagen zu übertragen. ›Gutes‹ Design als geschmackvolle Ausführung der Anlagen darf dann gerne hinzukommen, ohne es aber zu übertreiben, weil eingewachsene und gut funktionierende traditionelle Gärten, dadurch, dass die Natur in ihnen eine gewisse Eigendynamik entwickeln kann, häufig eine leicht ›wilde‹ Ungezwungenheit aufweisen, die sich mit dem Anspruch auf totale Kontrolle schlecht verträgt.

In einigen Fällen könnte dieser Anspruch auch komplett aufgegeben werden, sodass Flächen, wenn dies nicht von allein geschieht, aktiv aus der Nutzung genommen und als Brachen in Entwürfe integriert werden. Denn Brachen sind nicht nur die artenreichsten urbanen ›Lebensräume‹, sondern stellen im Grunde auch ›Realexperimente‹ bei der Ansiedelung neuer Arten dar. Wie in den Nutzgärten ist auch hier durch vorangegangene Nutzungen für eine spezifische Strukturvielfalt gesorgt worden, die dann spontan von der Natur erobert werden kann. Nur handelt es sich nicht immer um gärtnerische Nutzungen, sondern z.B. auch um industrielle. Auf ein Stadtgebiet übertragen heißt dies, dass eine Kombination von Zier- und Nutzgärten, diversen urbanen Funktionsflächen und Brachen optimal ist, sodass letztlich ein räumliches Vegetationsmanagement mit unterschiedlichen Sukzessionsstadien und Lebensformen entwickelt werden muss, um möglichst große Nutzungsvielfalt und davon abhängig eine entsprechende Artenvielfalt zu erzielen. Ein solcher Ansatz ist dann zwar ›offener‹ als ein rein konservierender Schutz des Bestehenden, aber nicht völlig ›liberal-individualistisch‹ (vgl. Reichhoff 2007, 292–293), weil intensiv räumliche Eigenarten entwickelt und gepflegt werden. Hierbei könnte viel von der Kasseler Schule gelernt werden. Die Einfachheit der Freiraumausstattung und der Pflfetechniken ist dann neben der Nutzung der Schlüssel für die Verstetigung bestimmter Freiraumqualitäten.

Hauck und Weisser sehen das und bezeichnen daher die Kasseler Schule als eine Art proaktiver urbaner Naturschutz, der sich darum bemühe, »durch die Ansaat oder Pflanzung von gebrauchsfähigen, pflegeextensiven und ästhetisch ansprechenden Vegetationstypen [...] stadtaffine Tier- und Pflanzenarten im eigenen Lebensumfeld anzusiedeln oder in ihrem Bestand zu erhalten« (Hauck und Weisser 2017, 71).⁵⁵ Diese Interpretation wird allerdings durch ihre eigene Positionierung erzwungen, denn die Kasseler Schule verfolgte weder explizite Gestaltungs- noch Naturschutzziele. Vielmehr hatte sie vor allem die *Gebrauchsfähigkeit der Freiräume* im Blick und kümmerte sie sich, was hier nicht erwähnt wird, intensiv um Pflegepraxen. Natur- und Nutzungspotentiale wurden, Tüxen folgend, zusammen betrachtet, sodass sich ein Ansatz ergab, der als Nebeneffekt auch naturschützerisch wertvolle Pflanzenbestände anlegte und pflegte.

Die Ansiedelung von Tierarten spielte hingegen für die Kasseler Schule keinerlei Rolle, sondern ist eher für das heutige Fachgebiet Landschaftsbau, Landschaftsmanagement und Vegetationsentwicklung kennzeichnend, das Hauck als zeitweiliger Mitarbeiter der Universität Kassel kennengelernt hat. Jenes Fachgebiet arbeitet in Teilen in Tradition der Kasseler Schule, ist aber im Gegensatz zu ihr offener gegenüber einer in Maßen gestalterischen Haltung. Das heißt, es experimentiert auf der Ebene der Pflanzenverwendung explizit auch mit anpassungsfähigen Zierarten,

55 Unter Verweis auf Körner et al. (2002) bezüglich der Pflanzenverwendung und für den Vogelschutz auf von Berlepsch (1904).

insbesondere auch mediterraner Herkunft, nicht nur, weil diese oft besonders attraktiv und akzeptanzsteigernd sind, sondern weil sie schon in der urbanen Spontanvegetation vorkommen oder künftig ohnehin mit dem Klimawandel nach Mitteleuropa einwandern werden (vgl. Körner und Bellin-Harder 2021, Körner 2024).⁵⁶ Doch sind auch hier Tiervorkommen vor allem ein sehr willkommener Nebeneffekt nutzungsbedingter Standortvielfalt und einer artenreichen, ästhetisch vielfältigen und zugleich pflegeleichten Vegetation, die durch extensive Pflege bewusst gesteuert wird. Der Dominanz einzelner Pflanzenarten wird daher auch durch das Pflege-management begegnet (vgl. ebd.).

Im Grundsatz besteht dieses Management vor allem aus diversen Schnittmaßnahmen. So einfach sie technisch gesehen sind, so genau müssen sie im Hinblick auf ihren Zeitpunkt kalkuliert werden, um bestimmte gewünschte Arten zu fördern oder auch nicht. Das gilt erst recht, wenn »ansprechende und innovative Gestaltungslösungen für alle kritischen Standortfaktoren im Rahmen des Gesamtentwurfs« (Hauck und Weisser 2017, 53) verwirklicht werden sollen. Dann können sich schnell die Intensität, Komplexität und Kosten der notwendigen Pflege erhöhen, was häufig der Grund dafür ist, dass die Pflegeaktivitäten nicht langfristig aufrechterhalten werden. Mit anderen Worten – und dies gilt, wie wir gesehen haben, auch für den Naturgarten: je künstlicher die Gestaltungen sind, desto mehr steigt der Aufwand ihrer Unterhaltung und damit die Wahrscheinlichkeit, dass diese aus Kostengründen aufgegeben wird.

Die fehlende Auseinandersetzung von Hauck und Weisser mit der Umsetzbarkeit von Entwürfen im Allgemeinen und mit der Pflanzenverwendung im Besonderen führt zu weitgehend abstrakten Ausführungen, die ja in der Landschaftsarchitektur nicht selten sind: »Anders als bei ›ungestalteter‹ Natur wird im Rahmen von AAD, wie bei jeder Gartengestaltung und in der Landschaftsarchitektur ein ›Naturbild‹ neu entworfen oder ein bereits bestehendes ›rekonstruiert‹ und [...] mit dem Zweck des ästhetischen Erlebens angetragen.« (Ebd., 81) Was in diesem Fall allerdings Rekonstruktion bedeutet, ob diese denkmalpflegerisch gemeint ist oder nicht, wie sich die Landschaftsarchitektur anderweitig zur Geltung von Traditionen stellt und diese weiterentwickelt, bleibt weitgehend unklar. Ebenso diffus bleibt, wie sich die von Hauck und Weisser proklamierte Forderung der »Bestandserhaltung« von Arten vom naturschützerischen Konservieren unterscheidet. Und da AAD dem herkömmlichen Naturschutz näher ist, als zugegeben wird, und in letzter Instanz die Freiheit des Entwerfens zentral ist, besteht auch kein Interesse, genauer zu werden. ›Gut‹ ist daher alles, was dem Entwerfen ›irgendwie‹ nützt, also auch eine scheinbar

56 Siehe auch die Beispiele auf der Internetseite des FGs: <https://www.uni-kassel.de/fbo6/institute/landschaftsarchitektur-und-planung/fachgebiete/landschaftsbau-management-und-vegetationsentwicklung/ansaaten-und-pflanzungen/flaechen-im-detail#c1007674>.

nicht-konservierende individualistische Form eines ästhetisch motivierten Artenschutzes. Dieser kann zwar nicht den eigenen statischen Ansatz überdecken, lässt sich aber in Zeiten grassierender Artenschwundes im Stadt- und Immobilienmarketing sehr gut verwenden. Der ›irgendwie anders‹ ausgeführte Bezug auf einzelne beliebte Arten ist dann letztlich eine sicherlich Aufmerksamkeit erzeugende Marketingstrategie. Das anhaltende Theoriedefizit der Landschaftsarchitektur wird allerdings mit diesem Ansatz weiter vertieft. Auch wenn es im besten Fall gut gemeint ist – und davon ist auszugehen –, löst AAD aufgrund der Nachlässigkeit seiner theoretischen Ableitung seinen eigenen Anspruch nicht ein. Was bleibt, sind gewollt gekünstelte Freiräume, in denen sich Tiere ansiedeln und halten können, wenn es gut läuft, und die im Einzelfall gestalterisch bereichernd sein mögen. Letztendlich wird aber keine Perspektive für dauerhafte Lösungen aufgezeigt.

Eine freiraumplanerische Perspektive ermöglicht es hingegen, nicht nur bewusst mit der natürlichen Dynamik zu arbeiten, sondern auch den konservativ besetzten Begriff des organischen *Lebensraums* mit einer unverwechselbaren Eigenart, der hinter dem gängigen Verständnis des Arten- und Biotopschutzes steht, konzeptionell durch den der individuellen *Lebenswelt* zu ersetzen. So können lokal typische Einheiten von menschlichen und natürlichen Lebensformen geschätzt und gefördert werden, ohne dass die konservative Prägung dieser Wertschätzung übermäßig dominant, also z.B. ›fremdenfeindlich‹ wird. Voraussetzung dafür ist allerdings eine Relativierung des künstlerischen Anspruchs des Entwerfens. Eine freiraumplanerische Ausrichtung erlaubt aufgrund ihres lebensweltlichen Ansatzes zudem, partizipatorische Elemente im Sinne einer Beteiligung einer engagierten Bürgerschaft konsistent in die Planung zu integrieren, während AAD mit der Verwendung von Begriffen wie Stakeholder lediglich eine Art von moderner ökonomischer Relevanz zu suggerieren versucht. Da die Nähe zum herkömmlichen Naturschutz im Allgemeinen und zum Naturgärtnern im Besonderen bei näherem Hinsehen kaum zu übersehen ist, kann mit AAD auch nicht das Akzeptanzdefizit des enger gefassten Naturschutzes als Arten- und Biotopschutz⁵⁷ behoben werden, zumal ja auch die professionelle Ästhetik der Landschaftsarchitektur selbst ein solches Defizit verzeichnet.⁵⁸ Unabhängig also davon, dass einzelnen Gestaltungen im Einzelfall – und das ist ein Entwurf notwendig – gelingen mögen, ist eine pure Ästhetisierungsstrategie auch im Hinblick auf den allgemeinen Umgang mit städtischer Natur in jeder Hinsicht ein Irrweg.

57 Vgl. Kap. 1.3.3.

58 Vgl. Kap. 1.3.2.

8.3.5 Naturgärtnern in der dritten Phase und seine Grenzen

Das nunmehr selbst auf die Landschaftsarchitektur übergreifende Interesse am Artenschutz ist Ausdruck einer neuen Stufe der Umweltkrise, die mit der gravierenden Erfahrung verbunden ist, dass mittlerweile auch ganz gewöhnliche Arten in ihrer Verbreitung stark zurückgehen, sogar in den an sich als artenreich geltenden Städten. Und wie die so genannte Krefeldstudie gezeigt hat, findet der Artenschwund, gemessen in der Biomasse der Insektenarten, selbst in *Naturschutzgebieten* statt, die ja eigentlich dazu da sind, dies zu verhindern (vgl. Hallmann et al. 2017). Zwar fördert die Klimaerwärmung manche Arten oder ermöglicht die Einwanderung neuer, doch sind frühe Hitzewellen im Jahr und damit auch das trockenheitsbedingte Absterben naturferner Fichtenmonokulturen, die zunehmende Schädigung anderer Baumarten, Ernteauffälle und Waldbrände sowie Starkregenereignisse deutliche Krisenzeichen. Und so stellt sich nicht nur die dringende Frage nach der Angemessenheit des westlichen Lebensstils, sondern auch, wie eingangs erwähnt,⁵⁹ die nach der Effizienz des staatlichen Naturschutzes. Der Umweltschutz als Ressourcenschutz und als Ausbau regenerativer Energien erhält hingegen weiteren Auftrieb.

Angesichts dieser Situation und einer sich kaum verändernden Agrarpolitik haben sich in jüngster Vergangenheit teilweise schon erwähnte Vogel- und Insektenkundler zur *privaten Gartengestaltung* geäußert, um jenseits herkömmlicher Schutzkonzepte auf Verbesserungspotentiale im Siedlungsraum aufmerksam zu machen (vgl. Berthold 2018, Westphal 2018, Goulson 2019). Hier werden, wie schon in den 1980er Jahren, angesichts der Gesamtfläche der Gärten noch Möglichkeiten für den Artenschutz gesehen, auch wenn besonders gefährdete Artengruppen, z. B. die Vogelarten der Feldfluren, gewöhnlich nicht im Siedlungsraum vorkommen. Auch der amtliche Naturschutz nimmt die private Gartenkultur in den Blick und finanzierte bis 2025 zur Durchsetzung einer ›naturnäheren‹ Pflanzenverwendung die Kampagne »Tausende Gärten – Tausende Arten« der Deutschen Gartenbau-Gesellschaft. Durch eine Vielzahl an Beratungsangeboten, praktischer Unterstützung, Auszeichnungen sowie weiteren zusammen mit Naturgarten e. V. entwickelten regional differenzierten Ansaatmischungen soll das Naturgärtnern wieder stärker verbreitet werden.

Was hierbei unter ›naturnah‹ zu verstehen ist, wird auf der Internetseite von Naturgarten e. V. so formuliert:

»Der Naturgarten bietet wichtigen Lebensraum für Menschen, Tiere und Pflanzen. Er leistet einen großen Beitrag zur Artenvielfalt. Es ist ein Garten ohne

59 Vgl. Kap. 1.3.4.

Mindestgröße oder Standardvorlagen, jedoch mit Strukturen und Elementen natürlicher Ordnung, die vielfältig miteinander verwoben sind. Das Hauptmerkmal eines Naturgartens ist die Verwendung vieler verschiedener heimischer Wildpflanzen. Er verfügt über eine dynamische Vegetation – verändert also durch das Wechselspiel von Wetter, Bodenverhältnissen und Reproduktion sein Aussehen und passt es an die Gegebenheiten an. Naturgärten sind damit nachhaltig und selbst erneuernd. Gestaltet wird der Naturgarten vornehmlich mit natürlichen und lokal vorkommenden Materialien, wie Holz, Steinen, Kies oder Recyclingmaterial. Chemisch-synthetische Dünge- und Pflanzenschutzmittel, Gift oder Torf haben in einem Naturgarten nichts zu suchen.« (<https://www.tausende-gaerten.de/so-gehts/der-naturgarten/>; Zugriff 15.05.2022)

Es fällt auf, dass trotz der aktuellen Wertschätzung von Wildnisentwicklung im Naturschutz nicht von ›wilden‹ Gärten die Rede ist, weder von einem »Wildgarten« wie bei Witt, noch von einer »gepflegten Wildnis«, wie bei Berthold. Vielmehr wird die natürliche *Ordnung* solcher Gärten betont. Auf der Internetseite des Vereins wird zudem mit vielen gefälligen Gartenbildern geworben, um Vorbehalten gegenüber einer potentiellen Vernachlässigung zu begegnen, wenn der Natur wieder mehr Raum gegeben wird. Nach der ersten Phase der Naturgartenbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die zwar schon den Gedanken standortangepasster Vegetationsverwendung formuliert hatte, aber noch überwiegend gestalterisch orientiert war, der zweiten in den 1980er Jahren, die die Ökologisierung des Naturschutzes nachvollzogen und damit den Arten- und Biotopschutz als Instrument des engeren Naturschutzverständnisses auf den Garten übertragen hatte,⁶⁰ soll nun der ausschließliche Bezug auf den Artenschutz, der sich in einer Abkehr von gestalterischen Ansprüchen geäußert hatte, beim dritten Anlauf wieder teilweise überwunden werden. Die Gärten sollen, wie schon erwähnt, gefällig aussehen, ohne jedoch, wie bei AAD, einer ausdrücklichen Designorientierung das Wort zu reden (vgl. <https://www.tausende-gaerten.de/so-gehts/der-naturgarten/>; Zugriff 15.05.2022). Zudem eröffnet sich auch bei der Pflanzenverwendung ein gewisser Spielraum, denn es werden zwar wie in den 1980er Jahren ausschließlich autochthone Wildpflanzen propagiert, doch ist der Begriff heimisch unter den dargelegten Voraussetzungen gegenüber der Integration bestimmter ›fremder‹ Arten offen.⁶¹

Auch die oben zitierte Definition des Naturgartens blendet den *Nutzgarten* aus. Weiterhin sind allein Zieranlagen gemeint, die nur anders sein sollen als die gängigen Gärten, d.h. eine Art »naturnaher Wildpflanzen-Ziergarten«, wie auch Kleinz (2016, 11) meint. Einzig Goulson und Berthold nehmen das Zusammenspiel beider Gartentypen in den Blick. Das heißt, auch bei der Kampagne »Tausende

60 Paradoxerweise ohne große wissenschaftliche Begründung, die sonst für die Ökologisierung der Planung kennzeichnend ist.

61 Vgl. Kap. 3.1.

Gärten – Tausende Arten« und von Naturgarten e. V. wird der Garten entsprechend dem engeren Naturschutzverständnis nicht als Produktionsort, sondern ausschließlich als eine Art Naturreiservat verstanden. Dessen Hauptzweck ist die Schaffung von hübschen ›Lebensräumen‹ zur Maximierung der Artenvielfalt, die als Liebhaberobjekte behandelt werden. Dabei bleibt auch hier unerwähnt, dass sie in ihrem ursprünglichen Entstehungsraum, in der Kulturlandschaft, durch landwirtschaftliche Nutzungen geschaffen und erhalten worden waren. Ganz im Sinne des engeren Naturschutzverständnisses wird daher suggeriert, es handele sich bei der Gestaltung derartiger Gärten um die Schaffung ›reiner‹ Natur, auch wenn in Ziergärten natürlich auch menschliche Funktionsansprüche an die Umgebung des Hauses berücksichtigt werden müssen, wie etwa Wegeverbindungen, Sitz- und Müllplätze usw. Da somit im Grundsatz diese Gärten lediglich etwas durch ›Biotope‹ differenziertere Abstandsflächen rund ums Haus sind, in denen aber z.B. Pflegeabfälle nur noch eingeschränkt als Kompost oder Mulchmaterial verwendet werden können, weil nichts mehr produziert wird, blütenreiche Wildkräuterbestände hingegen aber magere Böden benötigen, sind, selbst wenn die Vielfalt nicht künstlich gesteigert wird, die gleichen Pflegeprobleme zu erwarten wie in den übrigen Gärten und Freiräumen. Allerdings sind derartige Gärten immer noch sinnvoller für den Artenschutz als die übrigen ausgeräumten Freiflächen oder gar die Schottergärten und haben auch den Vorteil, dass z.B. Schnittgut als potentieller Biotopbestandteil angesehen wird und in Hecken gestopft werden kann.

Im überwiegenden Anteil von Gärten aber, in denen weder Obst und Gemüse produziert wird, noch engagierte Naturliebhaberei waltet, die vielleicht gerade noch mit einer Terrasse, einem Grillplatz oder Kindertrampolin ausgestattet sind, erhöht sich hingegen der Druck zur Extensivierung weiter, um Arbeitsbelastung und lästige Biomasse von vornherein zu minimieren. Und da mittlerweile nicht nur in der Stadtökologie bekannt ist, dass Standortvielfalt vielfältige Natur produziert, wird im Gegenzug aktiv die Strukturlosigkeit und Versiegelung dieser Flächen gefördert. Das Ergebnis ist eine besonders in den berüchtigten Schottergärten zum Ausdruck kommende zunehmende Monotonie, die auch andere Umweltmedien und -leistungen erheblich beeinträchtigt, wie das Kleinklima, den Wasserhaushalt oder das Bodenleben. *Daher ist die Verwirklichung von Pflegeleichtigkeit ohne Monotonie, sondern als Voraussetzung von Struktur- und Artenvielfalt das Gebot der Stunde* (und war es auch schon einmal in den 1980er Jahren).

Die Aktion »Tausende Gärten – Tausende Arten« schlägt dagegen einen anderen Weg ein. Hier soll im Rahmen der Einschränkung auf Ziergärten durch die Präsentation schöner Beispiele wieder die Lust auf das ›richtige‹ Gärtnern geweckt werden. Weder die Erwähnung von Arbeit noch die übliche Katastrophenrhetorik als Mittel, die Dringlichkeit von Naturschutz zu vertreten,⁶² sind hier Thema. Witt, der

62 Vgl. Kap. 1.3.4.

Begründer von Naturgarten e. V., hatte noch einst die Aufgabe einer engagierten »Umwelterziehung« darin gesehen, eine »neue Sichtweise« einzuüben (Witt 1993, 12), die als Ausgangspunkt einer kulturellen Wende, d.h. einer neuen Bescheidenheit dienen sollte, »auf die es für den Fortbestand der Welt mehr denn je ankommt« (ebd., 13). Übersetzt in die Freiraumplanung hieße dies die Etablierung einer neuen und im Bauwesen keinesfalls einfach durchzusetzenden Kultur der Bescheidenheit als Verzicht auf übertriebene und nur mit hohem Aufwand zu unterhaltende Gestaltungen.

Bislang hat aber einzig die Kasseler Schule ein Konzept der sparsamen »Gestaltung« von Freiräumen vorgelegt, ohne dass die Freiräume künstlich verändert werden. Mit ihrer Orientierung an praktisch bewährten alltagsweltlichen Freiraumsituationen sowie möglichst behutsamen Eingriffen und Mitteleinsätzen ist sie schon lange beispielgebend. Ebenso lange wird sie aber auch schon ignoriert. Dennoch hat sie demonstriert, dass »wertvolle Naturzustände« analog zur traditionellen Kulturlandschaft als Nebenprodukt von (urbanen) Nutzungen entstehen können, da im Rahmen einer einfachen räumlichen Grundorganisation die Produktion überflüssiger Biomasse durch begehbare magere und versickerungsfähige Substrate begrenzt wird.⁶³ Die dabei zum Tragen kommenden trockenheitsverträglichen Vegetationsbestände sind nicht nur gut zu pflegen, sondern schränken auch durch die Verringerung der Mahdzyklen überflüssigen Energieverbrauch ein. Eine Minimierung der Flächenversiegelung ergibt sich dann fast schon nebenbei. Gleichzeitig erhöht sich nicht nur die floristische und faunistische, sondern auch, etwa durch Blüheffekte, die ästhetische Vielfalt.

Wie oben erwähnt, war Witt einer der wenigen Naturgärtner, die das Pflegeproblem bearbeiteten. Für ihn ist der Naturgarten im positiven Sinne ein Garten »für intelligente Faule«, wie Foerster gesagt hätte (vgl. Foerster 1925), und lässt sich leicht verwirklichen, wenn die basalen Pflégetechniken bei Säumen, Wiesen, Hecken und Bäumen zum Einsatz kommen. Doch je mehr sich seine Ausstattung von der lokalen Umgebung unterscheidet, weil er im Grunde als eine Art alternativer Ziergarten behandelt wird, in dem Spezialitäten gesammelt und Biotope künstlich gesteigert werden, wird, wie erwähnt, auch hier ein erhöhter Unterhaltungsaufwand notwendig, weil stärker gegen die Etablierung der standörtlichen Vegetation und deren Sukzession vorgegangen werden muss. Inwieweit also unter diesen Voraussetzungen das Naturgärtnern tatsächlich von Arbeit entlastet, während »die Anderen« immer krampfhaft gegen die Natur ankämpfen müssten, wie Witt (1993, 10) meint, ist sehr fraglich.

Der Verweis auf Foerster demonstriert, dass die Minimierung des Arbeitsaufwandes durch eine stärkere Ausrichtung an Naturvorbildern und durch die Anpassung an den konkreten Standort ein seit den Tagen der bodenständigen Garten-

63 Es fällt jedoch auf, dass diese Prinzipien vor allem in der Schweiz stärker angewendet werden.

kultur, also ein seit Ende der 1920er Jahre durchgehendes, aber nicht immer eingehaltenes Versprechen moderner Pflanzenverwendung ist. Zu diesem tritt in den 1980er Jahren das Interesse am Arten- und Biotopschutz hinzu. Insbesondere die Stadtökologie hat dieses Interesse untermauert, indem sie zeigen konnte, dass dort, wo in Verein mit diversen Bauformen die Freiräume vielfältige Strukturen aufweisen, die Artenvielfalt steigt, selbst dann, wenn die Flächen völlig durch industrielle Nutzungen überformt wurden (vgl. Sukopp 1990). Das gilt also vor allem auch für die Stadtbrachen, wo der Nutzungs- und Pflegedruck nachgelassen hat. Sie bieten im Gegensatz zu heutigen Agrarlandschaften nährstoffarme, trockene und warme Biotope sowie einen sicheren, z. B. von der Jagd freien ›Lebensraum‹ (vgl. Reichholf 2007). Da sie als zeitweilig ökonomisch ungenutzte Flächen vor allem für Kinder sehr gut anzueignen sind, spielten sie auch in der Freiraumplanung der 1980er und 1990er Jahre eine große Rolle, wo die Brache von einem Unort zu einer Art paradiesischem Traumraum aufsteigen konnte (vgl. Nohl, 1987, dazu Körner 2001b, 347, vgl. auch Hülbusch 1981b). Auch in Bezug auf dieses Thema zog die Landschaftsarchitektur seinerzeit nach und gestaltete dann in den 1990er Jahren im Ruhrgebiet großflächig neue Parks unter Einschluss der spontanen urban-industriellen Vegetation oder z. B. das Südgelände in Berlin. Seit den 1990er Jahren wird somit auch in der Landschaftsarchitektur anerkannt, dass die Stadt nicht nur reine Kultursphäre ist, wie sie Wenzel beschrieben hatte, oder eine kultivierte Wohnlandschaft mit Parks und Gärten, wie sie Mattern vorschwebte, sondern auch eine Art urban-industrielle Landschaft mit einem eigenen ›wilden‹ Naturvorkommen. Sie wird daher mittlerweile zumindest teilweise in der Landschaftsarchitektur als Naturstandort gesehen, der als designte Kulisse eines ökologisch bewussten Bürgertums fungieren kann.

Wilde Naturvorkommen müssen also, wie auch AAD zeigt, in der Landschaftsarchitektur einem gestalterischen Konzept unterworfen werden, das – zumindest dem Anspruch nach – bis zur völligen Kontrolle über sie reicht. In der Stadt haben diese Vorkommen jedoch als ›eigenständige Kraft‹ eine lange Tradition, denn schon die mittelalterlichen Bauten waren als künstliche Felsen für eine ganz eigene, oft ursprünglich aus Gebirgsregionen stammende Fauna nutzbar. Beispiele sind der Stein- oder Hausmarder, die Hausratte, der Mauersegler, die Mehlschwalbe, der Turmfalke und der Hausrotschwanz. Ihre lange Anpassungsgeschichte drückt sich kulturell in ihren deutschen Namen aus, die zeigen, dass sie im Laufe der Zeit zu gewohnten Mitbewohnern wurden. Später kamen dann

»Gärten und Wiesenflächen, Parks und Waldstücke sowie Teiche [...] hinzu. Was sich dadurch insbesondere steigerte, waren die so genannten Randeffekte. Mit Buschwerk bestandene Zäune entsprechen Hecken und diese kann man durchaus als ›doppelte Waldränder‹ ohne Wald dazwischen kennzeichnen. Die kleinen Rasenflächen, der vielfach offene, immer bewirtschaftete Boden der Kleingärten,

das längere Zeit gar nicht weiter genutzte Brachland der Ruderalflächen und natürlich all das, was sich entlang der Wege und Zäune ausbreiten kann, erhöhte nachhaltig den strukturellen Reichtum der Stadt.« (Ebd., 28)

In Karlsruhe wanderten so auch naturschützerische Paradearten, wie die Mauereidechse, ein,⁶⁴ bei den Pflanzen waren es historisch vor allem die Arten der Waldränder (vgl. Reichholf 1989, 84), also jene der nitro- und thermophilen Säume. Selbst die von der Naturgartenbewegung der 1980er Jahre geschmähten immergrünen Gehölze, die vermehrt eingesetzt wurden, um schon damals zu versuchen, Pflegeleichzeitigkeit zu erzielen, indem der Laubfall im Herbst eingedämmt wird, bewirken mittlerweile, dass sich in Bayern ein Großteil der Brutvorkommen des Alpenbirkenzeisigs in den Städten befinden, weil diese Art locker stehende Koniferen und Birken bevorzugt (vgl. Reichholf 2007, 182–183). Amseln hilft hingegen die Verbreitung kurz geschorener Rasen, weil sie hier leicht Regenwürmer finden, sodass sie von scheuen Waldbewohnern zu Stadtvögeln geworden sind (vgl. ebd., 102–110). Gleiches gilt für Eichelhäher, Ringeltauben, Habichte und Sperber, die durch die in den 1980er Jahren intensivierte Stadtbegrünung neue Habitate fanden. Und mittlerweile brüten oft Wanderfalken und Uhus auf Kirchtürmen und anderen hohen Gebäuden, nicht nur, weil sie streng geschützt sind, sondern weil es in der Stadt genügend Straßentauben und Ratten als Beute gibt. Ist also die Stadt nach Reichholf eine Art Naturparadies, so stellt auch Berthold fest: »Mit ihrem Artenreichtum erreichen Großstädte wie Berlin inzwischen durchaus Größenordnungen an Biodiversität, wie sie für unsere besten Nationalparks charakteristisch sind, wie etwa dem Auennationalpark Unteres Odertal.« (Berthold 2018, 71) Ein wesentlicher Unterschied bestehe aber zwischen derartigen Schutzgebieten und Städten, denn in letzteren seien die Häufigkeiten der Arten pro Flächeneinheit, also die Abundanz, »deutlich geringer als in intakten natürlichen Biotopen« (ebd., 72).

So positiv also die Situation in den Städten grundsätzlich sein mag, so sehr ist aber auch zu verzeichnen, dass mittlerweile ihre spezifische Natur an Boden verliert, obwohl sie eigentlich, wie die Natur der traditionellen Kulturlandschaft, an menschliche Nutzungen angepasst ist. Reichholf geht daher zwar noch davon aus, dass sie nicht eigens geschützt werden muss. Sie brauche seiner Meinung nach

»normalerweise nicht eingesperrt zu werden. Sie sollte das auch nicht ohne wirklich zwingende Gründe. Wer ›Biotope‹ mit hohen Zäunen absperrt, erzeugt mehr Unmut über ›die Natur‹ und Abkehr von ihr, als mit solchen Maßnahmen Schutz bewirkt wird. In den Städten ist es besonders wichtig, den Aussperr-Naturschutz zu beenden, um die Menschen, vor allem die Kinder und Jugendlichen, wieder besser an die Natur heranführen zu können. Nicht die eingezäunten Flächen sind

64 Vgl. Kap. 4.2.6.

die artenreichsten, wie so gut wie alle längerfristig angelegten Studien gezeigt haben, sondern solche, in denen wiederholt ›Störungen‹ auftreten, die keine Zerstörungen nach sich ziehen. Eingezäunte Biotope wachsen rasch zu und verlieren ihre Qualitäten an Arten. Kulissen- und ›Feigenblattgrün‹ mag eine Einzäunung nötig haben, dynamische Stadtnatur braucht sie nicht. Und es sollte darin auch weit weniger ›gestaltet‹ und durchgestylt werden als bisher. Die Qualität eines Naherholungsgebietes erweist sich wirklich nicht nur daran, ob alles perfekt bepflanzt und mit (geteerten) Wegen erschlossen ist. Dickicht und Wildwuchs sind mindestens genauso nötig: vielleicht viel wichtiger – und sie kosten nichts.« (Reichholf 2007, 298)

Das ist im Grundsatz sicherlich richtig und aus ›individualistischer‹ Perspektive eine deutliche Absage daran, alle Räume detailliert durchzuplanen, also auch an zu viel Gestaltung wie bei AAD. Und da die Stadt voll ist von Zierpflanzen, die z.T. verwildern, ist die Stadtnatur auch das prägnante Beispiel dafür, dass die Verbreitung gebietsfremder Arten nicht per se in eine ökologische Katastrophe führen muss.

Jedoch werden die Fassaden zur Energieeinsparung immer glatter, sodass sie nicht mehr als künstliche Felsen fungieren können, oder Brachen werden immer häufiger überbaut. Auch die verbleibenden Freiräume – private wie öffentliche – werden zunehmend so angelegt und gepflegt, dass sich in ihnen möglichst wenig ansiedeln kann. Da vor allem heterogene Nutzungsstrukturen in Verein mit besiedlungsfähigen unversiegelten Bodenflächen für die oft kleinräumig-mosaikartige urbane Biotopstruktur verantwortlich ist, ist es zwingend, primär diese zu erhalten und zu fördern. Deren räumliche Ausprägungen mögen zwar nicht immer so harmonisch-organisch aussehen wie die ›intakten‹ Landschaftsbilder der historischen Kulturlandschaft.⁶⁵ Dafür sind sie aber oft artenreicher als man denkt, wenn die oben genannten Prinzipien – insbesondere der Einbau besiedlungsfähiger Substrate – befolgt werden, sodass die Spontannatur eine Chance hat. Diese kann durch Ansaaten insbesondere mit thermophilen Arten angereichert und in der Pflege so gefördert werden, dass eine zu starke Ruderalisierung vermieden wird, die meist als Ordnungsverlust gelesen wird bzw. zu Beständen aus nur wenigen Arten führen kann (vgl. Bellin-Harder 2022). *Pflege ist somit auch Gestaltung*, ohne dass dabei das Gestaltungsinteresse dominant wird, sodass dieses dann gärtnerisch gegen die örtliche Naturdynamik durchgesetzt werden müsste. Derartige Pflege bedeutet also letztlich Unterstützung und ›einfühlsame‹ Lenkung der *natura naturans*.

Orientiert man sich so an der Gebrauchsfähigkeit der Freiräume und verfolgt eine ressourcenschonende Kultur einer subtil gesteuerten standörtlichen Naturdynamik, dann ist vor allem diese ›Einführung‹ der eigentliche Aufwand, der betrie-

65 Allerdings hat schon Hard (1985) nachgewiesen, dass selbst in den trivialsten Park- und Gartengestaltungen mit ihren Rasen und Einzelgehölzen noch alte arkadische Traumbilder nachklingen.

ben werden muss.⁶⁶ Sie widerspricht einem schematischen Anarbeiten gegen die Vegetationsdynamik, um bestimmte erwünschte Zustände zu fixieren. Stattdessen werden die Bestände ständig beobachtet, um ihnen ihre individuelle Eigendynamik zu lassen aber gegebenenfalls steuernd einzugreifen. Das schließt zwar nicht aus, das bestimmte Pflegepraxen routinisiert werden, wie z.B. die Form der Mahd, dieses Beobachten erfordert aber *vegetationskundlich* geschulte oder sehr erfahrene Personen, die dann auf die jeweiligen Entwicklungen angemessen reagieren können. Solch qualifiziertes Personal ist selten und auch nicht so billig, wie die Hilfskräfte, die üblicherweise in der Pflege eingesetzt werden. Dies ist die eigentliche Schwäche dieses Ansatzes, weil hier am schnellsten gespart wird.

Ein derartig ›einfühlsamer‹ Ansatz hat es also schwer. Er wird weder Haushälter noch die Anhängerschaft monotoner Schottergärten oder durchdesignter Freiräume überzeugen. Und da diese Gruppen aus unterschiedlichen Gründen keine Freude am ›freien Spiel der Kräfte‹ haben, stößt hier die liberale Perspektive des individualistischen Naturschutzes an ihre Grenzen. »Ökologische Überraschungen« als unerwartete Eroberungen von Siedlungsräumen durch anpassungsfähige Arten sind dann zwar weiterhin nicht ausgeschlossen, werden aber möglichst schon im Ansatz bekämpft. Und obwohl die Strukturvielfalt der Städte immer noch größer ist als die der industrialisierten Feldflur, kann man unter diesen Vorraussetzungen keineswegs mehr so einfach wie noch bei Reichholf der Verstädterung von Landschaften das Wort reden. Das konnte man auch bislang ohnehin nur dann, wenn die Artenvielfalt als das *einzig*e Kriterium des Naturschutzes angesehen wurde. Für Reichholf stellt daher vor allem die urbane Nachverdichtung ein Problem für den Artenschutz dar, nicht etwa die Expansion von Siedlungsstrukturen: »Für eine gute Integration von Natur, von ›Biotopen‹ in die Städte bedarfes entsprechender (Frei-)Räume. Wer sie zubaut, vernichtet Artenvielfalt und Lebensqualität für die Menschen. Die Nachverdichtung stellt eines der größten Übel dar, das uns politisch die jüngere Vergangenheit für zukunftsweisende Stadtentwicklung hinterlassen hat.« (Reichholf 2007, 296) So ergibt sich aus seiner Perspektive ein Plädoyer für die »Zwischenstadt« (Sieverts 1997),⁶⁷ die in ihr Umland expandiert, statt den Flächenverbrauch zu minimieren. Da dann aber auch in den neu entstehenden Siedlungsteilen die verbleibenden Freiräume zunehmend von vornherein so gestaltet werden, dass sich hier möglichst wenig ansiedeln kann, muss man sich Gedanken machen, wie dieser Trend angesichts des Artenrückgangs und der Anpassung der Städte an den Klimawandel wieder gebrochen werden kann.

66 Als Haltung ist dies natürlich weitaus bescheidener als das künstliche – meist als künstlich missverständene – Verwirklichen von Designobjekten und die honorarwirksame Summierung von Baumasse.

67 Dazu aus der Perspektive der Landschaftsentwicklung Körner (2005a).

8.4 Pragmatisch-nachhaltige Pflanzenverwendung

Der eine Weg ist sicher, auf eine langfristige Veränderung der Gartenkultur durch Wettbewerbe, Kampagnen, offene Diskussionen und gute Beispiele zu hoffen. Doch führt offenbar angesichts der grassierenden Flächenversiegelung kein Weg mehr daran vorbei, zumindest den Versiegelungsgrad und die Verwendung vegetationsfähiger Substrate zur Ermöglichung von Versickerung, Kühlung und der für den Artenschutz wichtigen Randeffekte in den Freiräumen gesetzlich zu regeln und überprüfbar zu machen. Ein Verbot von Schottergärten und Herbiziden auch in Privatgärten ist dann obligatorisch. Für die zusätzliche, von der Naturgartenbewegung propagierte Verwendung ›heimischer‹ Pflanzenarten spricht dann, dass so nach jahrzehntelangem Herbizideinsatz u.a. wieder jene thermophilen Säume gefördert werden und damit sowohl die Abundanz als auch die genetische Vielfalt der in den Städten vorkommenden Arten gesteigert werden kann. Denn thermophile Arten sind, wie ihr Name sagt, grundsätzlich an die zunehmende Erwärmung und Trockenheit angepasst und können in Zeiten des Klimawandels eine wichtige Rolle bei der Stadtbegrünung spielen. Gleichzeitig blühen sie nicht nur besonders prächtig, sondern sind auch für Insekten, Vögel und andere Arten interessant.⁶⁸ Ihre Anpassungsfähigkeit kann sich bei extensiver Pflege weiter steigern, wenn sie sich selbst aussäen und dann genetisch weiterentwickeln können, um so lokale Formen auszubilden. Für die Pflanzenverwendung jenseits der seltenen Liebhabergärten bedeutet dies, dass dann vorrangig mit spontan aufkommenden Gehölzen, krautigen Wildarten und verwilderungsfähigen Zierpflanzen lokaler Herkunft statt mit gärtnerisch ausgelesenen Sorten gearbeitet werden sollte, weil letztere häufig nicht generativ durch Aussaat, sondern vegetativ durch Stecklinge und Veredelungen produziert werden müssen. Da sie Klone sind, reduziert sich die genetische Vielfalt und damit auch die potentielle Entwicklung neuer Eigenschaften, die für die Adaption an sich ändernde Umweltbedingungen nützlich sein könnten. Allerdings haben Sorten auch große Vorteile, nämlich dann, wenn bestimmte praktisch oder ästhetisch wichtige Eigenschaften zuverlässig weitergegeben werden sollen, sodass sie keinesfalls aus der Pflanzenverwendung ausgeschlossen werden können. Für die Verwendung von Wildarten spricht hingegen zusätzlich, dass sie die mögliche Wiederbesiedelung von Standorten nach Störungen, wie z.B. durch Befahren, diverse Freiraumnutzungen oder Baumaßnahmen, aus der im Boden vorhandenen

68 Ein naturschutzfachliches Gutachten, das die vom Fachgebiet Landschaftsbau, Landschaftsmanagement und Vegetationsentwicklung auf temporären Brachen mit thermophilen Arten und einigen Zierstauden angelegten strukturreichen Flächen des so genannten Nordcampus der Universität Kassel zum Gegenstand hat, zeigt, dass diese Flächen bei Wildbienen innerhalb von nur sieben Jahren zu einem Hotspot der Artenvielfalt in Kassel geworden sind; vgl. Harrer und Hirschauer (2022).

Samenbank heraus sicherstellen können, sodass eine gewisse Resilienz der Vegetationsausstattung gewährleistet ist. Und nicht zuletzt sind viele Wildarten häufig auch sehr schön und können selbst bei großer Trockenheit mit ihrem ›blumenwiesenartigen‹ Charakter, der bei grasarmen Beständen an eine prächtig blühende Almwiese erinnert, sehr üppig aussehen.⁶⁹

Daher spricht vieles dafür, die Freiräume, seien es öffentliche oder private, mit einem robusten und immer wieder verjüngungsfähigem Grundgerüst aus Kraut-, Strauch- und Baumschicht aufzubauen und dabei überwiegend lokale Gehölze und entsprechende Saumarten zu verwenden. Wenn sich dann dichtes Gebüsch mit offenen wiesenartigen Situationen abwechselt, in denen Einzelgehölze wachsen können, entsteht eine aus Sicht des Artenschutzes, aber auch des Naturerlebens optimale steppenheideartige Struktur, die bei größeren Freiräumen auch an eine landschaftsparkähnliche Savanne erinnern kann. Dort, wo die Nutzung dann stark ist, kann dann auch häufiger gemäht werden. An der Universität Kassel erfreuen sich derart gestaltete und vom Fachgebiet Landschaftsbau, Landschaftsmanagement und Vegetationsentwicklung bis 2023 betreute Flächen, wie etwa der ›Brachepark‹, auch aufgrund ihres ästhetischen Ausdrucks, zu dem neben Blütenreichtum tatsächlich auch eine gewisse ›Wildheit‹ gehört, hoher Beliebtheit. So lassen sich normalerweise als widersprüchlich wahrgenommene Interessen – ›naturgärtnerischer‹ Artenschutz und arrivierte Gestaltungsqualität – vereinen (vgl. Körner 2024). Dafür kann regionales Material selbst gewonnen werden, wenn es außerhalb der Schutzgebiete überhaupt noch in einer solchen Anzahl vorhanden ist, dass es guten Gewissens als Quelle für Saatgut, Ableger oder Stecklinge dienen kann. Oder aber man sucht nach einer der seltenen Baumschulen und Gärtnereien mit einem entsprechenden Angebot. Generell wäre aber der spontane Aufwuchs zu tolerieren und in die Gestaltungen zu integrieren, weil er von Anfang an standortangepasst ist.

Die Notwendigkeit, dass die Pflanzenbestände immer beobachtet werden müssen, verstärkt sich angesichts des Klimawandels weiter, weil bei sich verändernden Umweltbedingungen erst recht aus der Vegetationsdynamik gelernt werden muss: So gedeihen auf dem Campus der Universität Kassel am Holländischen Platz z.B. schon seit Jahrzehnten südeuropäische Spornblumen (*Centranthus ruber*) neben der seit einigen Jahren verwendeten lokalen Büschelmargerite (*Tanacetum corymbosum*).

69 Die evolutionäre Anpassungsfähigkeit ist nicht nur für die jeweilige Art selbst wichtig, sondern auch für andere, auf sie spezialisierte. Die Spezialisierung z.B. einzelner Tierarten auf bestimmte Pflanzen hat den Vorteil, die Konkurrenz mit anderen Arten zu umgehen. Eine Verwendung züchterisch möglichst wenig bearbeiteter Pflanzen fördert daher auch die Coevolution anderer. Umgekehrt hat die Spezialisierung aber auch Nachteile, weil z.B. »schon das Verschwinden einer bestimmten Pflanzenart, an die die Raupe einer dieser hochspezialisierten Arten gebunden ist, zum Aussterben z.B. eines Schmetterlings führen kann« (Willner 2021, 43).

Der osteuropäische Steppensalbei (*Salvia nemorosa*) verwildert im ganzen Stadtgebiet. Nicht weit von Kassel entfernt kommt er im Thüringer Becken u. a. zusammen mit Karthäusernelken (*Dianthus carthusianorum*) und dem Kleinen Mädēsüß (*Filipendula vulgaris*) wild vor; beide ebenfalls sehr attraktive Arten, die auch in Zierpflanzungen verwendet werden. Aufbauend auf derartige Erfahrungen lässt sich schnell eine Pflanzenkombination zusammenstellen, die noch andere attraktive und trockenresistente Arten enthält, einfach zu pflegen ist und nach einem Sommerschnitt im Herbst noch einmal – wenn auch schwächer – nachblüht (vgl. dazu genauer Körner 2022). Der eigentliche Pflegeaufwand entsteht erst dann, wenn die Standorte im Laufe der Jahre unvermeidlich nährstoffreicher werden, sodass von einer Mahd im Jahr zu einem zweimaligen Rhythmus übergangen werden muss. Ergänzt durch Bereiche, die im mehrjährigen Abstand gepflegt werden, um durch die Ausbildung von Hochstaudenfluren und Gebüschgruppen einem bracheähnlichen Zustand nahezukommen, lässt sich eine vielfältig strukturierte Vegetation mit unterschiedlichen Mahdzyklen und Artenausstattungen entwickeln.

Im Gegensatz zu den hier empfohlenen thermophilen sind allerdings die ebenfalls typischen, doch weniger blütenreichen nitrophilen Säume mit Brennesseln und Giersch in der Stadt sehr häufig und wenig geschätzt, weil sie »wuchern« und nicht sonderlich schön blühen. Oft siedeln sich auch die unbeliebten Brombeeren an, im Siedlungsraum insbesondere die starkwüchsige neophytische *Rubus armeniacus*. Und da diese Arten mit unerwünschter Ruderalisierung assoziiert werden und auch schnell andere Arten überwachsen können, ist der Einbau von mageren Substraten mit nach unten abdichtenden Vliesen in die Pflanzflächen, wie sie Witt empfiehlt,⁷⁰ eine zwar verständliche, aber keinesfalls generelle Lösung für den Großteil der urbanen Freiflächen. Denn das wäre nicht nur flächenmäßig sehr aufwändig, sondern auch inakzeptabel, weil dadurch zum einen wie bei den Schottergärten versiegelnde Kunststoffe in die Böden eingebracht werden. Zum anderen wird dadurch auch ignoriert, dass diese Arten gleichfalls zum Standort Stadt und damit zu seiner Eigenart gehören und viele nützliche Effekte haben. Brombeeren lassen sich zwar mühsam im Zaum halten, sind aber für Wildbienen und gebüschbrütenden Vogelarten sehr nützlich. Außerdem haben sie schmackhafte Früchte. Brennesselvorkommen sind wiederum für die zwar nicht gefährdeten aber sehr ansprechenden Edelfalter der Siedlungsgebiete als Raupenfutter unverzichtbar. Und auch in diese nitrophilen Säume können zusätzlich ästhetisch attraktive und vegetationskundlich passende Arten eingebracht werden, wie z. B. die Rote Lichtnelke (*Silene dioica*), die Gefleckte Taubnessel (*Lamium maculatum*), das Große Mädēsüß (*Filipendula ulmaria*), der Eisenhut (*Aconitum napellus*), der Waldgeißbart (*Aruncus dioicus*), die Mondviole (*Lunaria rediviva*) sowie diverse Farne, (Wild-)Rosen oder gar Nutzpflanzen wie Rhabarber, Him- oder Johannisbeeren. Der Verschönerung sind hier zwar engere Gren-

70 Vgl. Kap. 8.2.2.

zen gesetzt als etwa bei den thermophilen Säumen, doch gibt es noch zusätzlich verwendbare schattenverträgliche ›fremde‹ Zierarten, um die nitrophilen Standorte weiter anzureichern. Letztlich sollte man aber auch diese Säume dort dulden, wo sie nicht weiter stören, etwa an einem Komposthaufen, an der Nord- oder Westseite eines Schuppens oder einer Garage, wo dann gerne ein für Vögel wichtiger Holunder (*Sambucus nigra*) oder eine für Wildbienen im Frühjahr sehr wichtige Salweide (*Salix caprea*) hinzukommen können. Vor allem bei Gierschbeständen hat man ohnehin keine andere Chance als mit ihnen zu leben.

Auf der Seite der Nutzungsaktivitäten ist ebenfalls eine Toleranz gegenüber einem gewissen Maß an ›Unordnung‹ nötig, wie sie sich auch immer wieder aus der Pflege ergibt, weil z.B. Schnittgut nicht sofort abgefahren wird oder andere Materialien (zwischen-)gelagert werden. So sorgen neben offenen Beetflächen u.a. auch Stein-, Schnittgut- und Komposthaufen, dichte (Schnitt-)Hecken sowie Obstbäume, Säume und Beete dafür, dass die vielgelobten Kleingärten günstigenfalls sehr artenreich sind, vor allem dann, wenn die kleingärtnerische Nutzung maßgeblich den Charakter der Anlage prägt und die vorgeschriebene Eindrittelregelung umgesetzt wird. Ein Drittel der Gartenfläche ist hierbei für die Laube, ein Drittel für Produktionsflächen – Gemüsebeete, Obstbäume, Beerensträucher – und ein Drittel für Erholungsflächen – Rasen, Ziersträucher und Staudenbeete – vorgesehen (vgl. Bundesgerichtshof 2004). Zusätzlich müssen »die Belange des Umweltschutzes, des Naturschutzes und der Landschaftspflege bei der Nutzung und Bewirtschaftung des Kleingartens« berücksichtigt werden (Bundeskleingartengesetz 1983, § 3.). Auf dieser formalen Basis, die allerdings häufig genug auch nicht umgesetzt wird, können sich dann die Nutzungs- und Vegetationsstrukturen von Fläche zu Fläche individuell ausbilden. Bei den Kleingartenanlagen besteht dabei ein konkretes materielles Interesse an der Aufrechterhaltung der kleingärtnerischen Nutzung, weil davon die Gemeinnützigkeit der Anlagen und damit der günstige Pachtzins abhängt.

Bei Gärten im Privateigentum ist das anders. Doch wenn festzustellen ist, dass sich in ihnen eine gärtnerische Nutzung leider zunehmend nicht mehr von selbst ergibt, dann muss überlegt werden, wie diese in der Bauleitplanung unter Einbezug der Belange des Umwelt- und Naturschutzes sowie der Landschaftspflege stärker verankert und in ihrer Ausübung überprüft werden kann. Bei planerischen Festlegungen sollte zudem darauf geachtet werden, dass die Naturbestände mit den Freiraumnutzungen kompatibel sind, damit sie nicht naturgärtnerisch bemüht und gestalterisch oft sehr gezwungen wirkend als ›Biotope‹ künstlich hergestellt werden. Denn das wirkt nicht nur ›kitschig‹, sondern erhöht nur unnötig den Pflegeaufwand. Stein- und Holzhaufen sowie allerlei andere Installationen sollten sich daher nicht dort befinden, wo sie die Arbeit behindern, nämlich als Ausweis einer guten Gesinnung möglichst mitten in den Freiflächen präsentiert werden (vgl. z.B. Schenkenberger und Gulau 2012, 46). Sie sollten vielmehr dort untergebracht werden, wo sie auch in der traditionellen Kulturlandschaft zu finden sind, also

an den Nutzungsrändern bzw. Grenzen. Dort verstärken sie dann z.B. in Hecken oder Gebüsche geschoben jene wertvollen Randeffekte, was natürlich voraussetzt, dass überhaupt Hecken vorhanden sind und nicht Kunststofflechtzäune aus den Baumärkten. Aber auch platzsparende Zäune lassen sich prinzipiell ›naturfreundlich‹ und im Verhältnis zu Schnitthecken arbeitsmindernd anlegen, wenn sie statt mit Kunststoffbahnen z.B. mit dem selten zu beschneidenden Efeu durchflochten oder entsprechende fertige und auf dem Markt verfügbare Module eingesetzt werden. Schon allein diese Maßnahme hätte positive Auswirkungen auf die Verbreitung von Vögeln (immergrüner Unterschlupf und Nistplatz, Beerenangebot in der Brutzeit), Igel, die unter gealtertem Efeu trockene Schlafplätze finden, oder der Efeuseidenbiene. Es wären also typisierte Lösungen für die Grundausstattung von Grundstücken denkbar, insbesondere im Hinblick auf ihre Ränder und Beläge, um so trotz aller Restriktionen bestimmte Habitatstrukturen stadtplanerisch zu implementieren.

Denn wenn durch die Verwendung von wassergebundenen Decken der Versiegelungsgrad zumindest wieder teilweise minimiert wird, entstehen jene mageren Standorte, die in der Landschaft so selten geworden sind. Auf ihnen können sich mit der Zeit nicht nur thermophile Kräuter, sondern auch Sträucher, wie etwa Wildrosen, oder andere spontane Gehölze gut entwickeln. Durch Anpflanzung und Ansaat lässt sich diese natürliche Besiedelung beschleunigen. Leider sind jedoch derartige Decken, nach einem Anwendungsboom in den 1980er Jahren, nicht mehr sonderlich beliebt, weil sie nicht so dauerhaft und pflegeleicht sind wie Pflaster oder Asphalt. Allerdings werden auch Pflasterfugen schnell von Vegetation besiedelt. Doch sind wassergebundenen Decken günstig und ihre Verschleißschicht einfach erneuerbar, man darf nur nicht den Anspruch haben, dies jahrzehntelang nicht tun zu müssen. Dann bilden sich Pfützen, sodass sie in der feuchten Jahreszeit nicht mehr gut betretbar sind. Pfützen werden im Siedlungsraum allerdings auch immer seltener und für den Artenschutz wichtiger, sodass auch nicht jede gleich beseitigt werden muss. Für die Pflege der sich auf diesen Decken einstellenden Säume fehlt allerdings gerade in den Privatgärten noch das entsprechende (möglichst leichte) Werkzeug, das auch von älteren Leuten eingesetzt werden kann, denn diese sind besonders anfällig für die falschen Versprechungen der Baumärkte und Gartenindustrie im Hinblick auf Arbeitserleichterung mittels bestimmter Gartenausstattungen. Und da in Freiräumen, in denen nichts mehr produziert wird, jede Pflägetätigkeit nur noch als lästiger Aufwand betrachtet wird, wäre schließlich nicht nur über eine gesetzgeberische Normierung bestimmter Freiraumelemente und des Versiegelungsgrades, sondern darüberhinausgehend auch über eine Kampagne für mehr Nutzgärten nachzudenken. Dadurch ließe sich die Strukturvielfalt weiter verstärken und damit automatisch das Vorkommen vieler spezifischer Arten der Siedlungen und (ehemaligen) Dorfränder. Und natürlich ermöglicht selbst angebautes Obst und Gemüse

ein viel größeres Sortenspektrum und eine ganz andere Qualität als Supermarktware.

Basis einer solchen Vorgehensweise wäre eine neue Kultur nicht der unrealistischen Versprechen (wie etwa der angeblichen Pflegeleichtigkeit von Schottergärten) bei gleichzeitiger pflanzenverwenderischer Dürftigkeit (wie in vielen ausgeräumten Gärten), sondern einer realitätsnahen Bescheidenheit. *Nachhaltigkeit* definiert sich dann als *sparsamer Mitteleinsatz*, *Halt-* und *Unterhaltbarkeit* einer letztlich typisierbaren Grundausrüstung sowie als *soziale Nutzbarkeit* und *Regenerationsfähigkeit* durch *spontane Resilienz* der lokal ausgeprägten Vegetationsbestände. Das sind zentrale Voraussetzungen für eine stärkere Begrünung der Städte zur Anpassung an die zunehmende Erwärmung und zur (weiteren) Ansiedelung von Tierarten. Zentrales Kriterium ist dann zwar die zweckmäßige Standortbezogenheit von Ansaaten und Pflanzungen, doch werden ästhetische Interessen nicht aufgegeben, sodass auch der ›Verschönerung‹ von Lebenswelten offensiv eine Bedeutung eingeräumt wird. Private Pflanzenliebhaberei kann in diesem Rahmen natürlich jederzeit kultiviert werden, wenn die damit einhergehende Arbeitsbelastung akzeptiert wird. Sie kann nur nicht allgemeiner Maßstab für die Gestaltung aller Freiräume, vor allem auch nicht der öffentlichen, sein.

Im Grundsatz handelt es sich also um eine ›funktionalistische‹ Vorgehensweise, denn Ansaaten und Pflanzungen mit heimischen Arten lassen sich nicht nur (vegetationskundlich) typisieren, sondern auch die genannten Ausstattungselemente. Derartige Vegetationsbestände können nicht nur hervorragend mit einem modernen funktionalistischen Design einhergehen (vgl. z.B. Richard 2021), sondern auch mit Nutzgärten verbunden werden. Das ist, historisch gesehen, nicht ganz voraussetzungslos, weil schon einmal die Gartenkultur – den Begriff Freiraum gab es damals noch nicht – mit einem ausgefeilten und heute noch zeitgemäßen Konzept alltagsweltlich nutzbarer Gärten, auch zur Selbstversorgung, verbunden worden war.⁷¹ Dieses Konzept wäre zu aktualisieren. In der Summe konzentriert man sich dabei nicht auf die Förderung einzelner besonders seltener oder attraktiver Arten, sondern auf die Schaffung einer Freiraumausstattung, die ästhetisch ›stilvoll und anpassungsfähig ist, sich also im Laufe der Zeit zu vielfältigen Habitaten in Einklang mit den lokalen Lebenswelten ausdifferenzieren kann. Das ist dann, wie seinerzeit schon Migge sagte, zwar vielleicht keine ›hohe Kunst‹, aber realistisch, ressourcenschonend und greift deshalb zentrale Ideenelemente von *cultura* auf, insofern so für lokaltypische Raum- und Artenkonstellationen Sorge getragen wird.

Das historische Vorbild für ein derartiges Vorgehen, jener Gartenfunktionalismus von Leberecht Migge, ist jedoch leider nie wirklich ernst genommen worden. Auch die Kasseler Schule hat ihn missverstanden, insofern sie sich selektiv vor allem

71 Vgl. Kap. 6.

auf seine Herrschaftskritik bezogen hatte. Disziplinär würde ein derartiger neuer Funktionalismus auch zwischen allen Stühlen sitzen, weil er weder ausschließlich naturschützerisch, noch gestalterisch oder rein freiraumplanerisch ausgerichtet ist. Doch kann er diese ›Welten‹ verbinden. Als Praxis der planvollen Entwicklung von Räumen folgt er dann nicht alten ideologischen Frontlinien und wärmt vor allem nicht immer wieder einfach Altes neu auf. Er kann sich vielmehr, wenn er selbstreflexiv verortet und auf sich neu stellende Aufgaben bezogen wird, wie derzeit auf den Kampf gegen den Artenrückgang, die Anpassung an den Klimawandel oder auch das Interesse an mehr Selbstversorgung aus dem Garten, sukzessive verändern und dabei die lebensnahe ›gute Mitte‹ wahren. Dann wird das eingelöst, was sonst immer nur behauptet wird, nämlich letztendlich die Entwicklung zeitgemäßer (urbaner) ›Landschaften‹, die sich aus dem Lebensalltag ergeben und die Basis eines – freilich nicht immer konfliktfreien – Zusammenlebens von Pflanzen, Tieren und Menschen bilden können.

